Oecon.
1660 m
(2

Oecon.
1660 m
12

Ladislaus Reichsedlen von Stoixner,

Stadtunter- und Gastrichter in München, dann der Landwirthschaftlichen sittlichen Gesellschaft in Burghausen Mitglied,

Practisch-ökonomische

Abhandlungen

von der

Viehzucht

und dem

Federvieh.

Zweyter Theil.

Von

Hühnern, Gänsen, Enten, Pfauen und Tauben.

Nürnberg,

bei Johann Adam Stein, 1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Abhandlung
von
dem Federvieh.

Eingang.

Eine richtig ausgemachte Sache ist es, daß das Geflügel bey der Landwirthschaft so nöthig, als nutzbar sey, besonders, wenn gehörig damit verfahren wird. Wer aber in einer Stadt, in einem ohnehin engen Hof dergleichen ziehen und beständig einen guten Vorrath halten will, derselbe wird gewis mehr Schaden finden, als alles sein Geflügel werth ist, weil dergleichen Vieh eine beständige Aufsicht und genugsame Fütterung haben will. Da nun ersteres, wegen Mangel des Platzes, der großen Misthaufen, worinnen die Hühner den gan-

zen Tag scharren, und der Grasplätze, welche die Hühner gerne aufzupfen, ingleichen weil die Dreschtennen, vor welche viele Körner versplittert werden, nicht vorhanden sind, so ist es ganz natürlich, daß dieses Vieh in der Stadt sich den ganzen Tag einander auf dem Hofe herum beißt und verdirbt, auch immer nach Futter schreyet und lediglich vom Boden gefüttert werden muß. Aber hierbey reichet ein Sack voll Gerste nicht lange zu, und da 365 Tage, und täglich zweymal, also 730 male so viele Kröpfe zu füllen, sehr viele Säcke voll Getreide verzehren, so siehet man leicht, daß dieses Vieh nur zur Plaisir gehalten und das Futter nicht gerechnet werden müsse.

Wir wollen also als Haushalter unsere Veranstaltungen so machen, daß wir nicht mehr Geflügel halten, als unser Hof fast ohne Zuthun vielen Getraides ernähren kan, weil unser Grundsatz dahin gehet, kein Vergnügen allein ohne wahren Nutzen zu schaffen. Weswegen wir also eine Sorte nach der andern betrachten und dann von deren Eigenschaften, Erziehung und Erhaltng das nöthigste erörtern wollen.

Erste Abtheilung.
Von den Hühnern.

Erstes Kapitel.
Von den Hühnern und den Hahnen.

Die ordinairen alten Hühner, wie die Bauren haben, sind iedermann bekannt. Man findet deren verschiedene Arten, als grosse, sogenannte Brabantische Hühner mit grossen Kuppeln von mannigfaltigen Farben, und kleine zwergbeinigte englische Hühner, welche in den Städten von Liebhabern zum Vergnügen gehalten werden, auf dem Lande taugen sie aber nicht zum Nutzen: Denn sie scharren auf dem Miste nicht so emsig, wie die ordinairen Hühner, legen auch nicht halb so viel Eyer. Daher wollen wir andern Leuten ihre Lust damit gönnen, und bey der ordinairen Bauernart bleiben. Es ist an der Farbe nichts gelegen. Denn obgleich in grossen Städten und bey besondern Liebha-

bern, mehr aus denen weissen, als aus schwarzen und bunten Hühnern gemacht wird, so ist doch solches nur eine leere Grillenfängerey: die schwarzen und bunten sind viel dauerhafter, als die weissen, und also viel eher aufzuziehen.

Einige urtheilen aus dem Hühnerkamm die gute Art der Hühner, und glauben, daß wenn solcher auf einer Seite gebogen herabhänget, es das Anzeichen einer trächtigen Henne sey. Hingegen verwerfen sie die hochgespornten Hühner, so wohl, weil sie ihrer natürlichen Beschaffenheit nach nicht so oft wie die andern legen, sondern auch, weil sie die Eyer gerne im Brüten zu zerbrechen pflegen. Durchgehends hält man mehr auf die mittelmäßigen, als auf die kleinen Hühner, weil sie alle aufgewendete Unkosten mit den Eyern vor andern reichlicher einbringen.

Es kann ein Huhn vier Jahr nach einander genutzt werden, nachgehends aber muß es abgeschlachtet und an dessen Stelle wieder ein Junges gezogen werden.

Ein guter Hahn soll haben einen grossen Kopf und kurzen, dicken, krummen Schnabel,

bel, eine helle und starke Stimme, den Kamm roth und lebhaft, den Gang ansehnlich, stolz und prächtig, die gelben Füsse mit starken Klauen und Spornen bewafnet, eine schwarz oder rothgelbe Farbe. Uebrigens soll er freudig und beherzt seyn, und mit seinen Weibern die gefundenen Körner und Würmer redlich theilen.

Die besten Hahnen hält man die von italienischer Art, die statt des Kamms einen Federbusch auf dem Kopf tragen und zur Zucht tauglicher angerühmt werden, auch mehr Ansehen und Zierde machen.

Ein Hahn muß aber nicht älter, als zwey Jahre seyn, und also nur ein Jahr zum Hühner tretten gebraucht werden, weil solchem sonst die Sporen fingerslang und so spitzig, wie eine Nadel, wachsen, womit er die Hühner auf dem Rücken bey dem Tretten sehr verwundet und zu Grund richtet. Daher alle Jahre einige junge Hähne von der ersten Brut dazu ausgewählet und erhalten werden müssen, die Alten schlachtet man sodann ab.

Man muß nie mehrere Hahne zusammen stellen, weil gemeiniglich immerwehrendes

Geräuſſe und Kämpfen ihre meiſte Verrichtung iſt, und ſich oft ſelbſt zu Schanden, oder tod beiſſen, wie Angelus Politinus ſaget:

— — — — Obvia roſtris,
roſtra ferunt, crebrisque acuunt aſſultibus iras,
igneſcunt animis, et calcem calce repulſant,
infeſto, adverſumque affligunt pectore pectus,
victor ovans cantu palmam teſtatur, et hoſti
inſultans victo, pavidum pede calcat iniquo,
ille ſilet, latebrasque petit — —

Zweytes Kapitel.

Von der Wartung der Hühner und ihrer Nahrung.

Die Hühner bedürfen wohl eines obachtſamen Auges, um allen Verdrießlichkeiten klüglich auszuweichen. Sie pflegen überall auf und einzufliegen, beſuchen Scheuren, Gärten oder die beſaamten Felder, und richten da manchmal nicht geringen Schaden an, man ſtutzt ihnen daher einen Flügel, oder rupfet ihnen die gröſſern Schwungfedern aus, oder läſt ſie gar zu Hauſe.

Nebſt

Nebst dieser Aufsicht muß man sie in ihren Ställen rein halten, rein einstreuen, das Koth von ihren Sitzstängeln, abkratzen und überhaupt fleißig ausmisten. So muß man auch ihre Wassertröge immer rein halten, und stets mit frischem Wasser anfüllen, denn sie lassen oft ihre Unreinigkeiten hinein, trinken wieder davon und werden dann krank: daher entsteht ihr sogenannter Zipf.

Die Hühner brauchen zwar gar nicht viel Nahrung und Futter, allein desto besser und ordentlicher muß man sie damit versehen, denn wenige und wohl verpflegte Hühner geben mehr Nutzen, als viele, wo nichts als Federn und die paar Fußbeine zu sehen sind. Insgemein giebt man ihnen Kleyen, Brod, Nachmehl, Habern, Aftergetreid, Gersten, ausgebrenntes Gesott, mit heissem Wasser oder mit saurer Milch.

Im Frühling, Sommer und Herbst kosten sie wenig, und sind selbst bedacht, von dem iungen Gras und Würmern ihre Mahlzeiten sich zu verschaffen. Haben sie Gelegenheit in grossen und weiten Höfen auf den Misthaufen herum zu stänkern, so sind sie un-

gemein fleißig, die Körner aufzusuchen und herauszuscharren. Sonderlich sind ihre Leckerbißchen Fliegen, Heuschrecken, junge Laubfrösche, Käfer und dergleichen Ungeziefer, und füllen damit ihre Mägen und Kröpfe voll aus. Allein dem ohngeachtet darf man doch nicht ausser Acht lassen, ihnen auch zu Hause frühe und abends Futter vorzugeben.

Von Martini an, bis auf das neue Jahr, muß man ihnen das Futter gar nicht entziehen, nachgehends kann man wieder abbrechen, damit sie nicht zu fett, zum Eyer legen schlecht und untauglich werden möchten.

Weiters soll man ihnen ihr Futter an einen gewissen Ort vorgeben, diesen vergessen sie nicht, kommen desto gewisser nach Haus und sind von den nächtlichen Nachstellungen desto sicherer befreyet.

Ich habe gesagt: die Hühner pflegen gerne die Würmer aufzuzehren, wir wollen also so eine Wurmgrube oder Kasten in Vorschlag bringen.

In dem vorher zubereiteten Kasten oder Grube wird unten zum Grunde geschnittenes Gerstenstroh aufeinander gelegt, auf dieses kommt ein frischer Rind- oder Pferdemist, und wird mit einer geringen und leichten Erde zugedeckt; dann mengt man oben auf untereinander Treber, weizene Kleyen, Haber, Ochsen, oder Gaisblut. Wenn die erste Lage fertig ist, fängt man wieder auf eben gemeldte Weis von neuem an, doch so, daß ein jedes von diesen Stücken einen halben Schuh hoch über das andere komme. Zulezt wird alles dieses mit Dornen, Sträuchen und anderem Gebüsche überlegt, und mit darauf gesetzten Steinen so tief niedergedruckt, daß doch der Regen eindringen und dieses Zusammengemengte zur Fäulung bringen kann, hingegen sind die Hühner dadurch einsweilen gehindert, vor der Zeit sich nicht darüber lustig zu machen. In dieser verfaulten Materie wachsen nach den Millionen Würmer. Wenn man sie nun für die Hühner benutzen will, so eröfnet man die Wurmgrube, das ist, man thut obenher so viel Steine weg, als genug seyn möchte, für die Hühner täglich eine Schaufel voll herauszulangen.

Wird

Wird endlich die Grube nach und nach leer, so kann man die Hühner nach Belieben einkriechen lassen. Diese Grube und Kästen kann man im Winter am füglichsten zurichten, da die Würmer ohnehin in die Erde sich vergraben. Weiters ist auch nicht undienlich, mehrere dergleichen zu bereiten, damit es den Hühnern am Vorrath nie mangeln möge.

Drittes Kapitel.

Von der Verhütung des Eyeraussaufens der Hühner und des Besuches ander er Oerter.

Der erste Nutzen des Federviehes bestehet in ihren Eyern, die aber schlecht geartete Hühner manchmal selbst verderben und aussaufen, und also, statt eine Speise in die Küche zu liefern, die leeren Schalen zurücklassen. Man sucht sie auf nachfolgende Art von diesem bösen Gebrauche zu entwöhnen. Man schüttet aus einem Ey das Weisse heraus, und thut dafür weichen Gyps hinein,

hinein, damit das Ey hart und ausgefüllet werde. Wo man nun diese also zugerichtete Eyer an jene Oerter und Stellen hinleget, wo sie vorher die guten ausgesoffen haben, so dürfte die Henne ihres bösen Gebrauchs bald überdrüßig werden, weil sie immer angeführet worden. Andere schneiden ihnen vornen die Schnäbel ab, allein die Erfahrung giebt es, daß die Hühner mit ihren stumpfen Schnäbeln so wenig, als vorher, da sie ungestümpelt waren, von dieser Gewohnheit ablassen.

Dergleichen Art Hühner sind zur Zucht aufzubehalten gar nicht anzurathen. Nicht mindern Verdruß verursachen jene Hühner, welche immer in andern Häusern herumschwärmen, daselbst ihre Eyer zum Nachtheil des Eigenthümers legen, oder wohl gar von einem bösen Nachbar verspeiset werden. Man räth freilich dagegen, ein dergleichen Huhn in eine besondere Kammer einzusperren, bis sie vier bis fünf Eyer geleget habe, und es inzwischen wohl zu warten, damit es ihren vorigen Winkel vergesse. Allein das wird doch nicht lange gut thun, man eile mit dergleichen Arten vielmehr zum Brat-

spies

spies, man kann etliche Eyer eher vermissen, als des Huhns selbst verlustig werden wollen.

Viertes Kapitel.

Von dem Brüten der Hühner.

Die brütigen Hühner erkennet man daran, wenn sie viel gluchsen, in ihren Ställen, Steigen oder sonst wo Nester zu bauen anfangen, oder Eyer geleget haben. Man muß ihnen keine faule, unnütze Windeyer (das ist, solche von Hühnern, die vom Hahne nicht betretten worden) unterlegen, aus denen gar nichts wird, sondern schöne, grosse, und im wachsenden Monde gelegte Eyer. Mit Unterlegung länglicht gespitzter Eyer soll man sehr sparsam zu Werke gehen, weil man von der Erfahrung weiß, daß meistens Hahne oder sonst kleine, unbedeutende Hühnchen daraus erwachsen. Es giebt Mittel, die Eyer vorher auf verschiedene Arten zu prüfen. Man thut sie in ein Wassergeschirr und wählet diejenigen davon zur Brut, die untersinken, und mustert die oben

oben schwimmende als lautere und untüchtige zum Küchengebrauch aus. Das sicherste Mittel aber, ihre Güte zu erfahren, bestehet darinn, daß man die Eyer, worauf die Bruthenne sechs oder sieben Täge schon gesessen, gegen das Licht oder gegen die Sonne halte, ist nun der Dotter darinn nicht safrangelb, sondern bleich, so ist es ein Windey. Hingegen sind diese die Besten, in denen man Aeugelchen, und hin und wieder rothe Aederchen bemerket und siehet. Auch rathet man weiters an, daß man keine alte Eyer, so schon über zehn oder zwölf Täge gelegt worden, zur Brut gebrauche. Ingleichen mißrathet man die ersten Eyer von jungen Hühnern, oder die im abnehmenden Mond geleget worden.

Die Anzahl der unterlegenden Eyer betreffend, läßt sich keine gewisse bestimmen, sondern beruhet auf der Güte des Huhns, Zeit und Gelegenheit. Wir finden oft bey unsern Bauern deren bis zwanzig an der Zahl. Hühner, die man im Februar ansetzet, muß man mit einer hohen Anzahl verschonen, wegen der noch bevorstehenden Kälte, da man jenen hingegen schon eine mehrere

Bürde

Bürde auflegen darf, die später, im Merz, April oder May angesetzet werden. Anderst verhält es sich bey einem indianischen Huhn, das grösser, wie unser gemeines Huhn ist, grössere Flügel und auch mehr natürliche Hitze hat, und also zwanzig Eyer auszubrüten gar wohl im Stande ist.

Den Ort ihrer Brütung belangend, ist bey uns allenthalben Mode, daß man sie in Körbe oder Verschläge, mit feinen Heu, Stroh oder Gesott ansetzet, denn in ihren Ställen und Steigen würden sie von den andern wenige Ruhe geniessen, und jedem Huhn einen besondern Stall anzuweisen, würde zu kostbar kommen. Man setzet diese Körbe und Verschläge in warme Kammern, die aber doch ein kühles Lüftchen durchwehen kann. Die Hühner muß man sodann in ihrer Brut nicht stöhren und kein Gepolter oder Schlagen und Getöse machen. Einige decken sie vielmehr mit einem Sack zu, denn sie nur dann wieder aufheben, und wegthun, wenn sie das Bruthuhn füttern. Es ist also nicht viel rathsam, ihre Eyer mit den Händen umzuwenden und viel zu berühren, weil ein fleißiges Huhn ihre Schuldigkeit

selbst

selbst schon zu machen pflegt. Heget man aber jedoch einiges Mißtrauen gegen sie, so kann man die Eyer mit einer Kohle oder schwarzen Farben auf der Seite zeichnen, damit man sich bey dem Umwenden nicht irren möge.

Die alten Naturkündiger waren der Meynung, daß aus dem Dotter das Hühnchen wachse, und daß aus dem Blättchen oder Blutströpfchen, so oben in der Spitze des Eyes sich befindet, das Herz, aus dem Weissen oder Eyerklar aber die Härtchen oder Federchen werden. Allein weit wahrscheinlicher und also glaubwürdiger ist es, daß das Hühnchen aus dem Eyerdotter und Weissen seine Nahrung habe, als daß es daraus gebildet werde. Denn man findet, daß in dem Dotter gewisse Nabeladern hineingehen, und daß noch viel von dem Dotter übrig ist, wenn das Huhn schon wirklich seine Bildung hat. Zu dem, wenn man die Hühnchen zwey oder drey Tage zuvor, ehe sie auskriechen, genau beschauet, so weiset sichs, daß der Dotter durch den Nabel, oder durch die Nabelgänge gegen den Magen hin, eingezogen werde, daher auch in einem neu ausge-

krochenen Küchlein der Magen gelb gefärbet und der Bauch voll Dotter ist. Und so stehet es auch mit dem Weissen: denn weil auch zu solchen ein Nabelgang gehet, und nach geschehener Bildung des Hühnchens und erlangter völliger Gestalt noch viel vom Weissen übrig ist, so möchte die Muthmassung eben so ungegründet nicht seyn, daß es nur zu seiner Nahrung diene, und bleibet also übrig, daß das Küchlein aus dem sogenannten Vogel im Eye entstehe: denn, nachdem das Hühnchen gebildet ist, und seine Gestalt hat, so ist an dem stumpfen Ende nichts mehr davon zu finden, so wird auch der Dotter und das Weisse mittelst desselben aneinander geknüpfet, also, daß das Küchlein seine Nahrung bequem von allen beyden nehmen könne. Siehe mit mehrern D. Harváj Buch von der Zeugung der Thiere.

Insgemein fallen die Jungen in drey Wochen aus, und wann dieses am 21sten Tag nicht geschehen ist, so muß man nachsehen und hören, ob die Hühnchen schon angepicket haben oder noch nicht, wiewol sie bisweilen auch mit dem Häutlein ausschliefen. Hört man sie picken, und sind sie etwann zu schwach, die Schaale zu zerbrechen, so muß man

man ihnen mit aller Behutsamkeit helfen. Wäre es aber, daß sie gar nicht schliessen wollten, so nehme man die Eyer, und dunke sie mit der Spitze in ein laulichtes Wasser, so wird sich das Küchlein rühren und anzeigen, daß es bald schliessen werde. Bemerket man hingegen keine Bewegung mehr in dem Ey, so ist die Hofnung, ein Junges zu erhalten, gänzlich verschwunden.

Wenn gähling zur Brutzeit, da die Hühner auf den Eyern schon sitzen, ein Donnerwetter am Firmamente schon ist, so soll man neben den Bruthühnern Wasserfässer oder Geschirre hinstellen, daß der Schall darinn gehemmt werde.

Fünftes Kapitel.

Von der Auferziehung der Küchlein.

Wenn schon einige Küchlein ausgeschlossen sind, und man gute Hofnung hat, daß die übrigen bald nachfolgen werden, so muß man sie nicht gleich von der Mutter absondern, da sie noch naß sind und noch

keine Kälte ertragen können, sondern etliche Tage bey ihr verbleiben lassen, sie verhungern nicht gleich, und die Wärme der Mutter stärket ungemein ihr Zunehmen. Es ist daher ein verwerflicher Gebrauch, wenn man der Mutter ihre einzeln ausschliessende Jungen sogleich wegnimmt, und einsweilen in Hauben oder andere warme Pelzflecke einsetzet, bis sie alle gleichwohl ausgekrochen und mit einander der Mutter gegeben werden.

Ihre Kost und Futter ist sehr verschieden. In den ersten Tägen giebt man ihnen klein gehackte Eyer und immer frisches Wasser. Man ändert ihnen nach Gelegenheit ihr Futter, mit gekochten Hirsen, Gries, Hanfkörnern, Kleyen, die Anfangs mit Milch, nachgehends aber mit Wasser angemacht werden. Andere ziehen sie mit Semmeln und Milch auf, bis sie die Weizen- und Gerstenkörner vertragen und fressen lernen. Zu ihrer Erfrischung und Gesundheit aber ist ihnen vorzüglich nützlich, junge Brennesseln, Schnittlauch, junger Salat, unter ihr Gefreß gehackt und gemenget. Andere geben ihnen zwar auch die ersten drey Tage klein gehackte Eyer, nachgehends werden Erbsen ganz weich

ge-

gekocht und gerührt, daß keine ganz bleibet, darunter wird etwas Schnittlauch oder grüne Zwiebelschlotten und noch einige hart gekochte Eyer gehackt und täglich dreymal gegeben. Wenn sie nun sechs Tage alt sind, bleiben die gekochten Eyer ganz weg, und werden pure Erbsen breyweich gekocht und Zwiebelschlotten, Brennesseln, Salat und dergleichen grünes, ausgejätetes Unkraut aus dem Garten auf die Helfte darunter gestampft, täglich dreymal satt gefüttert, ausser der Zeit aber, wenn es schönes Wetter ist, auf einem Anger, oder, wo es grün ist, im Grase gehütet, da sie dann allerley Würmer, Fliegen und Ungeziefer fangen, und sich oft darinn ganz dicke fressen, welches ihnen auch ganz gesund ist. Vierzehn Tage wird mit diesem Futter, nemlich mit gekochten Erbsen und gestampften Grünen angehalten, wornächst zwey Theile grünes und nur der dritte Theil Erbsen darunter gekocht wird, welches dann ihr Futter bleibet. Wer nicht vermag, eine eigene Hühnerhüterin zu halten, der bereite Fischreisen oder sogenannte Hühnerkörbe, die oben klein und enge sind, unten aber eine Oefnung haben, dadurch sie aus und einge-

hen, und sich von ihren Feinden, den Raubvögeln, verstecken können. Dabei ist es sehr wunderlich, wie die Alte ihre Jungen mit ihrer Stimme an sich zu bringen weiß, da sie ihnen mit heller Stimme zuruffet. Will sie aber solche zur Flucht wegen eines nahen Raubvogels anmahnen, so gluchzet sie mit rauher und hoher Stimme, brummet überhaupt bald den Baß, bald pfeifet sie den Discant, bald alles untereinander, je, nachdem sie ihre Leidenschaften und Bewegungen den Jungen zu erkennen geben will.

Man pflegt sie, ehe sie in die Luft hinausgelassen werden, zuvor mit Poley, Rosmarin oder Wachholder zu beräuchern, so ihnen sehr gut und ersprießlich gedeihet, so bleiben sie auch meist für den bekannten Zipf verwahret. Einige Küchlein wollen anfangs nicht gleich essen, die Bauern unterrichten sie also auf folgende Art. Sie setzen sie in die Sonne, oder auf den Tisch in warmen Stuben, bestreuen sie sowohl mit gehackten Eyern, als den Boden, wo sie sind, neben her stellen sie ihnen das Trinken. Etliche nun, lernen bald fressen, und die Brosamen von den Eyern aufklauben, andere aber wollen

len nicht gleich daran: da sind dann die Bauernweiber so klug, und krappeln mit den Fingern neben den Hühnern auf dem Tisch oder Boden herum, und weil die Jungen diesen Schall von der Mutter zu seyn vermeynen, die mit ihrem Schnabel hacke, so fangen sie nach und nach zu fressen an.

Den Dienst eines Bruthuhns soll auch ein Kapaun versehen können, da mir aber keine nähere Erfahrung hievon bekannt ist, so will ichs gar nicht als eine Gewißheit behaupten, sondern nur hier gelegenheitlich anfügen, wie man dabey zu Werke gehet. Man soll dem Kapaun unten am Bauche die Federn ausrupfen, und ihn an dem kahlen Orte mit beissenden und brennenden Nesseln reiben und bestreichen. Hierauf soll man ihn im Wein weich gemachte Semmeln zum Futter geben, dadurch er trunken wird und mit sich nach Gefallen umgehen läßt, dabei sperre man ihn in dem Ort ein, wo die Brut geschehen soll, und continuire mit diesem Futter drey bis vier Tage, sodann giebt man ihm etliche halb gewachsene Hühner zur Gesellschaft und zum Zeitvertreib, die er wegen der Gemeinschaft des Fressens bald,

und so gewohnet, daß er sie unter seine Flügel nimmt. Da er nun wegen der Blösse seines Bauches und der daran abgeriebenen Nesseln, eine angenehme Linderung fühlet, so wird er sie sehr gerne um sich haben, da mag man ihn denn auch die Anzahl vergrössern, doch über vier und zwanzig nicht zugeben. Mit diesen pflegt er alle freundschaftliche Gemeinschaft, Sorg und Liebe, geht mit ihnen spazieren, und führt sie wieder nach Haus.

NB. Man giebt als eine sichere Erfahrung an, daß die Hühner, so im Maimonath ausgeschloffen, zur Zucht und Brut untauglich wären, weil sie immer mit der Zipfkrankheit zu thun hätten, und zieht hingegen zur Brut jene vor, die im Herbst auf die Welt gekommen.

Allen jungen Hühnchen, die man zur Brut auferziehen will, soll man die Federn unter den Flügeln fleißig berupfen, damit sich der Unrath und Koth so leicht nicht daran hänge, und nachgehends diese Unreinigkeiten zu verschiedenen Krankheiten Anlaß geben möge.

Sechstes Kapitel.

Von den Eyern, und wie man solche das ganze Jahr hindurch haben könne.

Der Nutzen und Gebrauch der Eyer, sowohl in Absicht auf unsere Nahrung, als auch auf die Gesundheit, ist ohnehin jedermann bewust, und bedarf keiner überflüßigen Erinnerung.

Es geben zwar einige vor, daß man an der Spitze oder Runde eines Eyes das Geschlecht eines Huhns oder Hahnens abnehmen könne, allein die Erfahrung widerspricht diesem Vorgeben, und bezeuget, daß gar nichts wahrzusagen seye.

Nach drey Jahren taugen die Hühner nicht viel mehr zum Eyerlegen, denn je mehr sie an dem Alter zunehmen, je schwächer werden sie an ihren natürlichen Kräften. Man giebt sie also in die Küche oder auf den Markt ab, und ersetzet ihre Stellen mit andern Jungen.

Man lehret verschiedene Kunststücke, zu bewirken, daß die Hühner viele Eyer legen möchten. Man mischt ihnen Hasenkoth unter ihr gewöhnliches Futter, dieß ist aber mehr schädlich, als nützlich, weil zwar, sagt Herr von Serres, die Hühner auf etliche Wochen viele Eyer legen würden, dabey aber ihr Leben verliehren müsten. Andere gehen behutsamer darin, und mischen den Hühnern in ihr Futter Nesselkraut und Geisrauten, dadurch sie ungemein fruchtbar werden sollen. Die gemeinsten Mittel sind geschwellte Wintergerste, oder Haber, Erbsen, geröstetes Brod, Weizen und Hanfkörner; doch muß man sie aber nicht damit überfüttern.

Verlanget man grosse Eyer zu bekommen, so macht Herr Tabernemontan den Vorschlag: Man nehme eine Maaß Kleyen, und mische darunter wohl gepulverte Schneckenhäuschen, ungefehr ein Quartchen, so man mit Wein anmachet, und sodann den Hühnern zu essen giebt, oder man nehme statt der Schneckenhäuschen gepulverte Ziegelsteine oder andere steinigte Dinge, als Kalch, Mauer, Eyerschalen, Krebsschalen u. dergl. so zur Fruchtbarkeit sehr viel beytragen.

Siebentes Kapitel.

Mittel, die Eyer lang zu erhalten.

Die Herren Arzneygelehrte halten zwar nicht viel auf die alten Eyer und die Alten pflegten sogar zu behaupten: ein Ey wäre den ersten Tag Gold, den zweyten Silber, und den dritten Bley, allein die Nothwendigkeit bindet sich daran so sehr nicht, weil man immer Eyer im Vorrath haben muß, die man eben täglich unter den Hühnern nicht wegnehmen kann, man muß also solche zu erhalten suchen. — Im Sommer hat man nicht viel Mühe dabey. Man legt die Eyer an einem kühlen Ort in Schubladen in Kleyen, wo sie stehen müssen, und bemerket auf den Schubläden den Tag, da sie geleget worden. Dieses dienet, die Alten von den Jungen zu unterscheiden, und jene vor diesen im nöthigen Fall herzunehmen.

Den Winter durch erhält man sie im Heu, Gesott, Mehl oder Aschen. Sie müssen aber durchgehends auf den Spitzen stehen,

hen, und keines das andere berühren. Die im October gelegten Eyer sollen die tauglichsten dazu seyn. — Man setzt auch die Eyer in Salz und Asche, und stürzet sie alle acht Tage wenigstens einmal um, da man nemlich sie anfänglich alle auf die Spitze stellet, und in gemeldter Zeit hernach umkehret. Salz und Asche haben eine conservirende Kraft, da hingegen das Stroh und Heu bald erstickert, einem üblen Geruch annimmt, und solchen den damit verwahrten Eyern mittheilet. Es hat uns Msr. Reaumur in seinen Memoires der Königlichen französischen Akademie des 1735sten Jahres noch eine andere Manier gelehret, vermög welcher, gemäß seiner Versicherung, die Eyer Jahr und Tag so gut, als ob sie erst wären von der Henne gelegt worden, erhalten werden könnten. Die ganze Kunst besteht darinnen, daß man die frisch gelegten Eyer in reines und nicht übel riechendes Unschlitt, wozu das von Schaafen und Hammeln das beste ist, eintauche, und sie also überziehe, wodurch verhindert wird, daß das Ey nicht ausdämpfe, sondern beständig voll bleibet, folglich keine Luft eindringen und

solches

solches alteriren kann. Wollte man unter das Unschlitt etwas Wachs zerfließen lassen, so würde es um so viel besser seyn: Aber, weil das Wachs theuer, so würde auch dadurch der Preis der Eyer erhöhet werden. Zu geschweigen, daß das Unschlitt mit warmen Wasser bald von den Eyern herabgebracht und zu einem andern Gebrauch verwendet werden könne.

Achtes Kapitel.

Von der Art, Küchlein ohne ein Bruthuhn zu erlangen.

Der gemeinste Vortheil, die Eyer ohne Henne auszubrüten, bestehet darinn: Man nimmt Tauben, oder Hühnerkoth, stosset solchen klein und läßt ihn in einem Kasten oder andern warmen Ort durch ein Sieb aufeinander fallen, und dichte zusammen liegen: darauf legt man zarte Hühnerfedern, und setzt die Eyer so darein daß sie mit der Spitze über sich stehen, und keines das andere berühre. Hernach schüttet man

mehr

mehr Koth durch das Sieb auf die Eyer, bis sie ganz damit überdeckt sind. In diesem Stande läßt man sie zwey oder drey Tage ruhig, die folgende Zeit aber muß man sie täglich einmal ganz gemach umwenden. Nach zwanzig Tagen fallen die Küchlein selbst aus, oder man hilft ihnen, wenn sie die Schaale nicht durchpicken können, und gebt sie zur weitern Auferziehung einem alten Huhn über, so sie leicht annehmen und mit ihren Jungen mitkommen lassen wird.

In Egypten und andern Inseln des mittelländischen Meeres hat man grosse Backöfen dazu, in denen die Leute die Wärme so zu temperiren und im gleichen Grad zu erhalten wissen, daß die Eyer nicht wärmer werden, als wie sie die Henne ausbrütete. Auf diese Art sollen sie mehrere hundert miteinander und zugleich ausbrüten. Allein, man kann sich leicht vorstellen, wie schwer dergleichen Hühnerchen aufkommen werden.

Eine andere Art und Manier hat der Freiherr von Rosenroth erfunden, wie solches in Thomas Brown pseudodoxia epidemica am 585 Blatt zu lesen und hieher zu setzen wür-

würdig ist. Die Worte sind diese: Erstlich lasse man einen faulen Heinzen machen, nach der Kunst, so hoch man will, und zwar den Thurm viereckigt, also, daß man an drey Seiten gehörige Nebenöfen anschiften kann, jedoch mit gehörigen Registern, durch welche die Wärme aus dem Thurm in die Brutöfen könne gelassen werden. Ein jeder Brutofen kann drey oder mehr Schuhe breit seyn, daß man nemlich mit dem Arme an die andere Seite reichen, also die Eyer recht legen und umkehren könne. Die Höhe desselben aber kann von drey bis vier Schuhen seyn. Dieselbe muß mit drey eisernen Platten in vier Theile abgetheilt werden. Das erste Fach bleibt zum Aschenloch, und muß die aus dem Thurme fallende Asche durch einem nahe gelegten Rost dahin abfallen können. Das andere Fach sey etwas höher, als ein Schuh, und wird an das Register des Thurms zu stehen kommen. Das dritte und vierte kann gleichfalls nach Gutachten ein und abgesetzet werden. Ein jedes Fach muß sein eigenes Thürchen oder Loch mit einem Stöpsel haben, daß man dem Arm wohl hineinbringen und sie bequem auf und

zumachen könne. Oben darauf kann ein Deckel gemacht werden, wodurch das oberste Fach wohl bedeckt werde. Die zweyte und dritte Platte müssen hinten an dem Thurm gehörige Löcher haben, bey drey quer Finger breit, und so lang, als die Löcher unten am Thurm gehen, damit dadurch die Wärme aus dem Register des Thurms in die Höhe tretten und dieselben Fächer erwärmen könne: auch kann man diese Fächer mit eisernen Schuhen zu, und aufschieben, damit man die Wärme nach Belieben mildern könne. In die Fächer aber soll man Sägspäne oder Häckerling streuen, und ein Tuch darauf legen, auf welchen die Hühnchen, wenn sie ausgekrochen, herumgehen können. In jedes Fach kann man hundert und mehr Eyer legen, daß das stumpfe Theil unten und das spitzige oben komme. Die Wärme des Ofens muß im Sommer geringer, im Winter aber etwas stärker seyn: auch muß im Anfang weniger und gegen das Ende der Brutzeit etwas stärkere Wärme gegeben werden. Man muß auch alle Tage zwey oder dreymal Achtung geben, ob die Wärme zu schwach, recht oder zu groß sey, welches

man

man an den Eyern prüfen kann: denn, wenn ein Ey so heiß ist, daß es einem ans Auge brennt, so ist die Hitze zu groß, kann man es aber am Auge nicht groß merken, so ist sie zu schwach; darum man sie also geben und richten muß, wie man befindet, daß eine Bruthenne thut, wann sie auf den Eyern sitzt, welches man entweder mit dem Wetterglase oder wohl mit der blossen Hand zur Genüge erkennen kann. Man muß auch im Anfang zu rechter Zeit die Eyer prüfen und an der Sonne besehen, ob sie tüchtig oder nicht sind. Wenn sie brütig sind, so läßt man sie liegen, sind sie aber lauter, so kann mans wegthun, und ein anderes unterlegen. Nach neunzehn oder zwanzig Tagen im Sommer, im Winter aber nach 25 bis 28 Tagen, muß man die Eyer gegen die Sonne und dem Himmel halten, wenn man siehet, wo es den Schnabel hinkehret, daselbst Oefnung machen und helfen, damit ihm der Kopf herauskomme, so wird es hernach von sich selbst auskriechen. Indessen muß man ein warmes Zimmer in Bereitschaft halten, damit die Hühnlein sich trocknen können. Mit dem Essen und Wartung wird ein fleißiger

Hausvater die Sache schon zu thun wissen. Und kann einer dabey nicht wohl Schaden leiden, wenn er die Hühner gleich nach der Mastung verkaufen sollte, wie es in Egypten geschieht.

Neuntes Kapitel.

Von den Kapaunen.

Gewiß ist es, daß man mit aller Art Futter das Geflügel nie so fett machen könne, ausser man habe es vorher ordentlich beschnitten, denn sonst sieht ihr Fett ganz gelb aus, trieffet im Braten völlig aus, und das Fleisch bleibt immer braun und zähe. Das castriren ist also ein wesentliches Stück zur Mastung, und da sowohl die Hähne als Hühner geschnitten werden, ehe sie zur guten Mastung gebraucht werden, so wollen wir von beyden handeln.

Es werden demnach die gleich im Frühjahre gezogene junge Hähne ausgesucht, da sie um Johannis zu krähen anfangen, besonders diese, welche feine rothe Kämme, blaue Backen und dabey brav Courage haben,

ben, selben einen kleinen Finger breit unter dem Ano oder Steiß, queer über den Bauch eine Incision oder Einschnitt, fünf Viertels Zoll lang, mit einem scharfen Messer gemacht, und zwar nur durch die Haut, damit die Eingeweide nicht verletzet werden. Wenn nun die Oefnung völlig offen ist, so daß man das Eingeweide liegen sehen kann, greift man mit dem Zeigefinger linker seits des Einschnitts, neben dem Eingeweide hinein, bis oben an den Rücken, in welcher Gegend auf jeder Seite eine Hoden, wie ein länglicht geschälter Mandelkern, angewachsen ist. Diese schiebet man mit erwähntem Finger, zuerst den rechten, und dann den linken sanft ab, und krümmt den Finger so, daß die beyden Testiculn in der Hohlung bleiben, und sich mit dem Finger, der immer gebogen bleibet, herausziehen lassen. Dann wird diese Oefnung mit einer Nehenadel sauber zugenähet, dem Hahn mit einer scharfen Scheere der Kamm und die unter den Backen hangende Glocken abgeschnitten, und in diesem veränderten Zustande läßt man ihn laufen.

Den jungen Hühnern, nemlich den Weibern, werden hinter dem Steiße die Fe-

dern sauber ausgerupft. In dieser Gegend läßt sich unter der Haut ein weisses rundes Hügelchen, einer kleinen Haselnuß groß, sehen, dieses ist die Matrix oder Mutter, womit das Huhn concipiret, welche sie bey dem Tretten herausdrückt, des Hahnens Saamen in die vielen darin befindlichen Falten einnimmt, und dann wieder an Ort und Stelle ziehet. An diesem Orte, sage ich, wird vorsichtig mit einem spitzigen, sehr scharfen Messer durch zwey Häute eine kleine Incision, wie eine Caffeebohne groß, gemacht, alsdann wird man ein rundes Gewächse ganz weiß zu sehen bekommen. Drückt man nun unter dem Steiße mit dem Finger, etwas aufwärts, so kömmt die Mutter zu der gemachten Incision heraus, die, da sie unten angewachsen ist, mit der Scheere abgeschnitten werden muß. Das Loch wird nicht zugenehet, indem es in wenigen Tagen von selbst zuheilet. Schneidet man nun mit der Scheere dem Huhn den Kamm und die kleinen Glocken ab, so kann es unter dem Nahmen einer Poularde hinlaufen. In diesem Monat müssen alle Kapaunen und Poularden castriret werden, damit sie den

Sommer und Herbst hindurch auswachsen, und recht groß werden können.

Die Truthühner, nemlich die Weibchen, werden im Monat Julius, wenn sie halb erwachsen sind, auf eben diese Art castriret, und solchen an eben dem Orte die Mutter herausgenommen, auch die kleinen Glocken am Backen und über dem Schnabel der kleine Rüssel mit der Scheere abgeschnitten, nachgehends aber etliche Tage gut gefüttert, da sie dann auch Trutpaularden heissen.

Die Truthähne aber werden nicht an dem Orte, wie junge Hähne, unter dem Steiß aufgeschnitten, weil ihr Leib so lang ist, daß der Zeigefinger nicht oben bis am Rücken, wo die Testiculi hangen, reichen würde, sondern es wird der Schnitt auf der Seite des Leibes, da wo die Keule anstreicht und das Fleisch recht dünne ist, und nur in einer oben weissen, und unter dieser, einer braunen Haut bestehet, anderthalb Zoll lang gemacht. Die Testiculi hangen eben an dem Orte, wie bei den Hofhähnen, nur sind sie grösser und schlapper. Hieher greift man mit dem Zeigefinger, und schie-

bet sie mit Vorsicht ab, bringet sie heraus, nehet das Loch mit Bedacht zu, schneidet dem Rüssel ab, und läßt sie laufen.

Zehntes Kapitel.

Von der Mastung der Kapaunen und Hühner.

Eine gewisse Art der Mastung läßt sich eigentlich nicht bestimmen, und kömmt auf jedes Hausvatters Willen, Gelegenheit und Vermögen an. Wir wollen jedoch die gewöhnlichen und mir bekannten Mastungen vernehmen. — das Federvieh, so in die Mast kommt, läst man nicht mehr auf dem Hofe herumlaufen, sondern sperrt es ein und füttert es mit Kleyen oder Nachmehl, die man mit Wasser, Bier, Wein oder Milch anmachet. Die von Wein und Bier gefütterten bekommen zwar ein zärteres Fleisch, jedoch nicht mehr so weiß, als die von Milch und Wasser. Man streuet ihnen manchmal zur Abwechslung Hirsen, Gersten, Haber, Weitzen

Weitzen und klein gemachte Rüben vor, damit ihr Fett fest und hart werde.

Das Schoppen ist ebenfalls eine gewöhnlich, Art Mastung, nemlich man macht kleine Nudeln mit Milch oder Wasser an, und steckt ihnen solche naß in den Hals. Bey dieser Kost muß man aber vorher wohl in Acht nehmen, ob ihre Kröpfe leer oder noch voll sind, denn sonst würde man sie überschoppen, und die armen Thiere müsten gar ersticken.

Einige nehmen enggeflochtene Körbe oder Verschläge die zwo Oefnungen haben, nemlich vornen kommt der Kopf und hinten der Steiß heraus. Jenes dienet, daß man sie schoppen oder füttern kann, und dieses, daß das Huhn oder der Kapaun seine Nothdurft ausleere. Auf dem Boden wird ihnen Heu, Stroh oder Gesott aufgestreuet. Bisweilen läßt man sie auf dem Hofe spatzieren gehen, daß sie sich erholen und ihre Federn wieder in Ordnung zusammen bringen können.

Man sagt, das Haidekorn sey das wohlfeilste, der Hirs das fetteste, und der Weitzen und Hanf das beste Futter für die Mast

des Federviehes. — Von Semmeln und Milch werden sie sehr schleunig und oft schon in acht Tagen fett und gut.

In Preussen und in Liefland ist es sehr gewöhnlich, daß man ihr Futter mit Bier anmacht, oder Semmeln und Brosamen aus Bier zu fressen giebt.

Man muß ihnen öfters ausmisten, sonst werden sie leicht krank, besonders, wenn man sie gar zu lang sitzen läßt. Sie werden schwarzbraunlicht um den Kamm, verdauen nichts mehr und bleibt alles in ihren Kröpfen stecken. Diesen giebt man Köhlkraut zur Reinigung und Erfrischung.

Man muß auch nachsehen, ob sie nicht den Zipf haben, den nimmt man ihnen, und giebt ihnen Butter, geschwelltes Korn zum Essen, in das Getränke aber legt man ihnen Quendelkraut, und läßt sie einige Tage auf dem Hof herumgehen.

Eilftes Kapitel.

Von dem Abschlachten.

Mit dem Abschlachten verfährt unser Landvolk noch ziemlich nachläßig und liederlich, stechen das Huhn im Halse durch, lassens auf den Boden zu todte zappeln, überbrühens mit heissem Wasser und rupfen die Federn dergestalt aus, daß ganze Flecke von der Speckhaut, die sehr zart und mürbe ist, mit abgezogen werden. Herr von Eckart lehret folgende Methode. — Das gemästete Stück nimmt die Magd auf dem Schooß, bindet solchen anfangs die Füsse zusammen, klemmet es zwischen ihre Kniee, und schneidet mit einem scharfen Messer unter der Kehle am Halse, bis auf die Halsknochenwürbel, alle Adern auf einmal durch, hält den Hals tief, und zwar so lange, bis er ausgeblutet. In Ermanglung dessen, wenn nicht alle Hauptadern besonders abgeschnitten würden, bliebe das Blut im Huhn, erstarrete, und das Fleisch würde hernach nicht weiß,

 son-

sondern wie Wildpret aussehen. Wenn alsdann das Huhn oder der Kapaun vollkommen ausgeblutet, muß es die Magd auf dem Schooße behalten, und so hurtig, als es nur seyn kann, weil es noch warm ist, immer eine Feder nach der andern mit der Hand anfassen, mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand aber den Ort und die fette Haut, wo die Federn ausgezogen werden sollen, niederhalten, und also die Federn ausziehen, sonst, wenn zwey oder drey Federn nur so schlechthin ausgerupfet werden sollten, allezeit ein Flecklein Haut mit abgehen, und das Huhn geschunden und voller Löcher werden würde. Sobald nun ein Stück fertig ist, muß es dem Augenblick, da es noch warm ist, sauber abgestoppelt, und wenn die Keulen wohl hinaufgeschoben, auch die Kniee gebogen, so daß die Klauen vor die Brust zu liegen kommen, mit einem breiten Bande, so hierzu aufgehoben wird, zusammen gebunden, die Flügel auf den Rücken gedrehet und dann aufgehangen werden, bis es kalt ist. So bleibt ein solches Stück Geflügel in seiner gehörigen Positur, und hat ein Ansehen.

Das abgeschlachtete Federvieh lange Zeit frisch und gut zu erhalten, muß man solches bis an den Kropf ausnehmen, jedoch es in seinen Federn lassen. Sodann füllet man es mit Weitzen aus, nähet die Oefnung wieder zu, und vergräbt es in einem Haufen Rocken. Man kann es auf diese Art einige Monate dergestalt erhalten, daß es scheinet, als ob es nur erst geschlachtet worden wäre.

Zwölftes Kapitel.

Von den Feinden der Hühner.

Die Hühner sowohl, als das übrige Geflügel, haben verschiedene Feinde, die ihnen grossen Schaden zuzufügen pflegen. Diese sind: der Fuchs, die wilden Katzen, die Hühnergeyer, Falken, Habichte und die Raben: diese schaden ihnen beym Tage; der Marder, Iltiß, Wiesel, Eule, Uhu, schaden ihnen aber bey der Nacht. Beym Tage wird genaue Aufsicht, und bey der Nacht ein wohl versicherter Stall erfordert.

Man schlägt auch verschiedene Gegenmittel vor, die zwar abergläubisch scheinen, doch aber auch in der Natur oder in der Erfahrung ihre Gewisheit haben können. Wir wollen einige hören.

Wider den Fuchs und Geyer soll man dem Geflügel in der Jugend ihre Lunge, oder sonst ein Stück Fleisch klein zerhacken und zu fressen geben. Wenn das richtig und wahr wäre, so möchte es auch von andern gelten. Wider den Marder oder Iltis hängt man einen Hundskopf in den Kobel, oder man hänge Rauten auf, oder man bestreiche die Thüren und Fenster mit Fuchs oder Katzengalle.

Wenn das Geflügel von Schlangen oder andern giftigen Thieren gebissen worden, so wäschet man den Schaden mit Scorpionöl, und giebt ihnen in ihr Getränke etwas weniges Theriak. Man vertreibet diese unbeliebigen Gäste mit verschiedenen Räucherungen, als mit Galbano, Hirschhorn, eschenen Scheiten, Weiberhaaren.

Um den Mäusen ihren Aufenthalt zu zerstören, macht man einen Rauch von dem

aus-

ausgeschnittenen Hufe eines Pferdes oder Esels.

Kühehaare sollen an allen Thieren die Läuse vertreiben, oder das Wasser, worinn man Feigbohnen gesotten hat, desgleichen Läussaamen, staphysagria, in Wein gesotten und damit gewaschen.

Allein man wird sich sehr selten dergleichen Mittel bedienen müssen, wenn man sie fleißig wartet, gehörig füttert, reines Wasser stets vorgiebt, und sonst mit guten, trockenem und reinen Lager verpfleget. Dieß muß ich noch anfügen, daß die Hühner im Sande sich gerne baden, auch manchmal zu ihrer Reinigkeit solche kleine Körner verschlucken; ja, anderer Orten pflegt man ihnen sogar etwas Sand in ihr Futter zu mischen.

Dreyzehntes Kapitel.

Von den Krankheiten dieses Federviehes.

Eine ihrer gewöhnlichsten Krankheiten ist der sogenannte Zipf (Pips oder Zips anderer Orten). Diese Krankheit ist nichts anders, als eine Verunreinigung der Lympha, und eine Verhinderung des Umlaufs dieses Saftes, woraus Verstopfung der Nasenlöcher und derer zarten Drüsen auf der Zunge entstehet, und ihnen die Luft, wie ein heftiger Stockschnupfen, benimmt, den Zufluß der Lympha, folglich die Verdauung der Speise verhindert, selbige in eine Auszehrung stürzet, und also tödet. Es kömmt nicht nur allein von unreinen Getränken her, sondern auch von besondern unreinen Feuchtigkeiten, und überdieß vom unächten Futter, besonders bey dem jungen Hühnervieh, und bey dem Alten, wo die Kräfte wieder abnehmen. Die grünen Getraidekörner um die Erndtezeit herum, bekommen ihnen sehr übel, sie bekommen ein auszehrendes Fieber

und

und den Zipf, davon sie bald sterben: desgleichen neugebackenes Brod, nicht minder das faule Mistwasser. Die Curen dagegen sind sehr verschieden. Man nimmt ein Stückchen Speck, nach Proportion des Viehes, schabet von antimonio crudo ein feines Pulver, wälzet den Speck darinnen herum, giebts dem kranken Thiere, läßt es wenigstens zwey Stunden nicht saufen, so wird es in zween Tagen gesund. Andere lösen das weisse Häutchen, so an der Zungenspitze wächst, ab, bestreichen es mit Knoblauchsaft oder Aschen, legen den Hühnern Feldkümmel und Hammerschlag ins Saufen, und geben ihnen grünen Kohl zu fressen.

Ein gutes Hühnerpräservativmittel soll besonders seyn, daß man ihnen Pferdeameisen zu fressen gebe, die sie gerne aufzehren, sie gelinde purgieren, und bei ihrer Gesundheit erhalten.

Die Hühner werden gerne lausig, man wäschet sie mit Menschen oder Kühharn, wodurch sie leicht davon befreyet werden.

Sie bekommen auch gerne den Durchlauf. Man nimmt eine Handvoll Gerstenmehl, ein Stück Wachs, Eßig oder Wein,

läßt es bey dem Feuer gelinde durcheinander zergehen, erkalten, und giebts den Hühnern zu verspeisen.

Vom Regenwetter und der Kälte bekommen sie böse Augen, diese schmieret man ihnen mit Portulacsaft oder Frauenmilch.

Wider die Flecken oder das Fell der Augen nimmt man Armonicsalz, Kümmel und Honig, eines so viel, wie das andre, zerstösset es durcheinander und schmieret sie damit. Oder man ziehet ihnen die Flecken mit einer spitzigen Nadel ab.

Den verstopften Leib muß man mit einem Halme öfnent, ihnen vorne am Kropf, um die Schenkel und hinten zu die Federn ausrupfen, damit sie den Koth nicht bey sich behalten, und also der natürliche Gang verstopft werde.

Kommt ein Unfall oder Sterben unter die Hühner, so hat man sich nur nach Pferdameisen umzusehen, wie ich schon bemerket habe: oder man nimmt Einhackenwurzel und Speck, hackts durcheinander und giebts ihnen zu fressen.

Vierzehntes Kapitel.

Was von den Hühnern in der Arzney dienlich ist.

Das zarte, nahrhafte und gesunde Hühnerfleisch ist ohnehin genug bekannt, daß ich weiters hievon nichts mehr sagen kann.

Ihre Eyer sind mittelmäßiger Natur, haben weder zu viele Kälte, noch zu viele Hitze, sind weder zu trocken noch zu feucht, und auch in der Arzney zu sehr vielen Krankheiten und Zufällen ungemein nützlich, wie man solches in C. Plinii secundi historia naturali, 29sten Buchs, 3ten Kap. ausführlicher lesen kann.

Die weichgesottenen Eyer (Dotter weichen Eyer, ova tremula) geben schwachen Personen geschwinde und gute Nahrung. Die hart gesottenen dienen viel mehr für starke und arbeitsame Leute. Die in Butter oder Schmalz gebackene aber, werden

von den meisten Arzneyverständigen als schädlich verworfen.

Man nimmt eine gewisse Anzahl Eyer, siedet sie hart, nimmt den Dotter davon besonders heraus und röstet sie in einer Pfanne so lange, bis sie etwas röthlicht werden, und eine gewisse Fettigkeit von sich geben, dann preßt man sie aus, und bewahret das Oel in einem Glase auf. Dieses dienet wider die Unsauberheit der Haut, und die Masen, lindert die Ohren- und Zahnschmerzen, ist gut wider Zietrachen, macht die Haare wachsen, dienet zu zerschundenen Händen und Füssen, und soll zu den Brüchen besonders gut seyn.

Der Koth des Federviehes ist besonders salzicht, quia, sagt Plinius, more quadrupedum serosos humores non emingunt.

Die Eyerschalen der ausgeschlossenen Küchlein, von dem inwendigen Häutchen gereiniget und gestossen, eines Quintchens schwer in Steinbrechwasser eingegeben, soll denen, die nicht harnen können, ein treffliches

ches Mittel seyn, auch wieder den Stein, Sand und Schleim gute Dienste leisten.

Das Hirn mit Pfeffer und Wein eingenommen, soll wieder die Schlangenbisse und Spinnenstiche helfen, das schwache Gedächtniß stärken, und den Kindern das Zahnen erleichtern, wenn man damit ihre Pillen schmieret.

Der Kamm von einer Henne gedörrt, und einem Kinde, so gerne ins Bette rinnen läßt, eingegeben, verstellet es.

Eine lebendig auseinander gerissene Henne auf einen giftigen Thierbiß laulich aufgelegt, soll das Gift ausziehen.

Mit jungen Hühnern und Kapaunen, die mit Vipernfleisch und Brühe ernähret worden, kann man den Aussatz heilen. Hühnerbrühe wird auch nützlich getrunken, wo man Verdacht hat, Gift bekommen zu haben.

Das Fett von einer Henne zerlassen und in die Ohren hineingetreufelt, stillet die Ohrenschmerzen.

Galenus bediente sich der Galle der Hühner zu Augenschmerzen, wie solches Q. Serenus bezeuget:

fel quoque de gallo mollitum simplice lympha
exacuit puros dempta caligine visus.

Mizald sagt: das Blut aus dem Hahnenkamm soll die Zähnschmerzen vertreiben.

Die harte und schuppichte Haut an den Hühnerfüssen, durch ein bischen Feuerrösten herabgezogen, und damit die Warzen oft gestrichen, soll sie vertreiben.

Hühnermist mit Eßig aufgelegt, macht Haare wachsen.

Der Koth von den Hühnern im May (wenn sie Gras fressen, und ihr Koth daher ganz grünlicht ist) gedörrt, und ein Quintchen in Camillenblumenwasser genommen, soll wider den Seitenstich helfen. Siehe D. Guilielm. van den borche.

Fünfzehntes Kapitel.

Anhang von Vögeln zur Pourlarderie.

Die Italiener, und besonders die Venetianer, machen mit ihren fetten Hortulans vielen Lärmen, fordern einen Gulden für das Stück in Fäßchen, worüber Schmalzbutter gegossen ist, und senden solche nach Deutschland an die grossen Höfe. Man hat aber bemerkt, daß die Hortulans in Feldern eben denjenigen Fraß suchen und lieben, auch oft den Bauren auf die Höfe fliegen, als wie Winterszeit unsere gelben Hämmerlinge, Goldhammer oder Grünlinge und Finken thun. Dieß gab Anlaß, diese eben so fett und eben so delicat, als die Hortulans zu machen. Da ferner bey dem Vogelstrich zur Herbstzeit, auch im Frühjahre beym Rückstrich, nicht minder im Winter auf dem Schnee, viele hundert Stück dergleichen Vögel gefangen werden können, so wollen wir zu dem Ende dieses ganze Kunst-

stück bearbeiten. Wenn die Fangzeit ist, werden eine Menge gemeldter Vögel gefangen, und in eine grosse Kammer, worinnen viel dürres Reißholz ringsherum gestellet ist, hineingethan, wo ihnen weiter nichts, als Wasser und Haber gegeben wird. Auf diese Art lassen sich die Vögel ein ganzes Jahr hindurch erhalten. Wenn um Ostern und Pfingsten herum, in welcher Zeit alle Vögel rar sind, welche fett gemacht werden sollen: so stellet man hölzerne Vogelbauer oder Springhäuschen in die Kammer der Reihe nach, hänget vor jedem Bauer ein Freßtrögelchen und Trinkgefäß, damit der Vogel mit seinem Kopf durch das Gitter heraus in die Tröge reichen kann, dann wird in jedem Bauer ein Vogel gesteckt, und demselben alle Morgen sein Trögelchen mit unausgemachter oder ganzer Hirse angefüllt, in das Sauftröglein alle Morgen, Mittag und Abende jederzeit ein Löffel voll recht frische, fette Milch gegossen, und ein Stückchen Zucker, einer Haselnuß groß, hineingeworfen und umgerührt. Es muß niemand sonst in diese Kammer gehen, damit sie nicht schüchtern werden, sondern immer allein mit

Appe-

Appetit ihr delicates Futter und Saufen genießen können. Es dauert aber dieses Vergnügen nicht lange, indem sich diese Vögel binnen acht Tägen so fett fressen, daß sie ersticken möchten. Alsdann werden sie nicht mit dem Kopfeindrücken, wie andere Vögel, tod gemacht, sondern es werden ihnen ordentlich unter der Kehle mit einem scharfen Federmesser die Adern abgeschnitten, damit sie völlig ausbluten: dann werden sie sauber gerupft und anstatt Hortulans geliefert und gespeiset. Auf gleiche Art kann man es den Venetianern mit andern Vögeln, als Amseln, Droscheln, Schnarren, Krammetsvögeln ꝛc. nachmachen.

Es werden nemlich zur Fangzeit mehrere Stücke von jeder Sorte lebendig in eine grosse, lange, und für Mäuse und Ratten wohl verwahrte Kammer, worinn vieles Reißholz herum fest gemacht ist, geworfen, auf dem Fußboden öfters grober Kiessand gestreuet und zuweilen der mittlere Platz rein gekehret. Dann wird diesen Vögeln am Morgen, Mittag und Abend in etlichen langen hölzernen Trögen roher Weizen und Rockenkleyhen untereinander mit Wasser an-

gerührt, und in ganz flachen töpfernen Geschirren frisches Wasser vorgesetzt, bis zu der Zeit, da keine Vögel mehr gefangen werden, und sie also rar sind. Dann wird ein Duzend nach dem andern in hölzerne Vogelbauer, einen Fuß ins Gevierte groß, welche oben mit Leinewand benagelt worden, damit sie sich die Köpfe nicht zerstossen können, gestellet. Dann wird diesen Vögeln zehn Tage nacheinander alle Morgen, Mittag und Abend in süssen Rahm gekochte Hirse, worunter etwas Zucker gestreuet ist, ein Löffel voll zu fressen in einem hölzernen Troge vorgesetzt, und ein Löffel voll frische Milch zum Saufen daneben gestellet. Dieses dauert, wie gesagt, zehn Tage. Den eilften wird diesen Vögeln getrocknete, und einen Tag zuvor in warmen Wasser eingeweichte Vogel- oder Quitschbeere und Wachholderbeere dreimal vorgeschüttet und dem folgenden Morgen der Hals ordentlich, wie den Hühnern, abgeschnitten, dann sauber gerupft, gedämpfet, gebraten, oder wie man will, verkaufet und verspeiset. Wie leicht liesse sich eine dergleichen Poularderie bey grossen Gütern, und auch bei mittelmäßigen und kleinen Höfen einführen? —

Zwoo-

Zwoote Abtheilung.

Von
den indianischen Hühnern.

Erstes Kapitel.

Von deren Ursprung und Herkommen.

Die Kuhnen, Calecutsch, indianischen oder welschen Hühner, sonst auch Pibstücke, von ihrem Ruffen, genannt, sind, wie bewust ist, ausländische Vögel, und von der Insel Calecut vor vielen Jahren zuerst zu uns gekommen, wovon sie auch noch bis daher den Namen behalten haben. Wie sehr das Clima dieser Insel von dem unsern differe, ist bekannt genug, und wie schwer deshalb dieses Federvieh in unserm kalten Clima aufzubringen seye, da es ein weit wärmeres gewohnt ist, erfährt annoch jeder-

mann, so dasselbe erziehet, obgleich nunmehr mit weniger Schwierigkeiten, als vorhet. Jedoch äußert sich diese Zärtlichkeit am meisten, da sie noch jung sind, da sie, wenn sie erst erwachsen, auch genugsame Kälte zu vertragen vermögend sind.

Herr von Heresbach bezeuget, daß dieser Vogel erst im Jahr 1530 in Deutschland gesehen worden wäre, und man solchen anfänglich dem Pfauengeschlechte zugeschrieben hätte, weil er sich auf eben diese Art mit seinen Federn ausdehnet, und seine Schwanzfedern, wie ein Rad, den Pfauen gleich, ausbreitet.

Dieser Vogel ist zu erst von den Portugiesen aus Ostindien, oder, genauer den Ort zu beschreiben, aus dem von der Küste Malabar liegenden sogenannten calecutischen Königreich nach Haus, und sodann nach Spanien, Italien ꝛc. und bis zu uns hieher gebracht worden, daß er jetzo bey den meisten Landgütern anzutreffen ist.

Es giebt schwarze und dunkelfärbige, weisse und lichtfärbige. Erstere hält man für dauerhafter, als die letztern, obwohl sie,

nach

nach der Erfahrung ein zärteres Fleisch haben.

Ihr Kopf und Hals ist platt und federloß, mit einer runzlichten, roth und blau vermischten Haut überkleidet, besonders der Hahn. Oben hat er einen fleischernen Zief, denn er einziehen und verlängern kann, nachdem er gut, sanft oder zornig ist. Der Hahn ist ein geiles und begieriges Thier, und wenn mehrere zusammen kommen, sind ihre Streite todsgefährlich.

Zweytes Kapitel.

Von ihrer Brut.

Ihr Nutzen, der freilich etwas mehr kostbarer, als der gemeinen Hühner ist, bestehet in ihrem guten, gesunden, weissen, nahrhaften und wohlgeschmackten Fleische, und dienet bey jeden ansehnlichen Tafeln und Mahlzeiten zum Hauptbraten. Ueberdieß nützen sie noch sehr viel mit ihren Bruten. Sie bruten nicht nur allein gerne und willig ihre eigenen Eyer, sondern nehmen auch andere

andere an, und sorgen mit gleicher Obacht, wie für ihre eigene, welches man sehen kann, wenn sie ihre ausgebrüteten Gänschen und Entchen spazieren führen, und diese sogleich dem Wasser zulaufen, mit welch entsetzlichen Geheule sie das Gestade herumlaufen, ihre Jungen aus der Lebensgefahr zu erretten.

Ein Hahn kann nicht mehr als fünf bis sechs Hühner wohl und füglich bestreiten, sonst wird er, wenn ihm zu viele Hühner gegeben werden, gleich nach der Legezeit contract, und zwar so, daß ihm die Gicht seine Klauen so zusammenziehet, daß er auf der Brust liegen muß, und nicht mehr stehen und gehen kann, so jedermann wissen wird, so dergleichen Hühner gezogen und gehalten hat. Ein Huhn leget verschieden, funfzehn, zwanzig bis dreißig Eyer, wenn solche immer weggenommen werden, und zwar meistens in der Fastenzeit. Das Bruten dauert vier Wochen oder acht und zwanzig Tage. Ein Huhn kann drey bis vier Jahre zum Ausbrüten gebraucht werden. Ein Hahn aber länger nicht, als ein Jahr, zumal da die jungen, jährigen Hähne lustig, kräftig und hur=

hurtig tretten, die Alten aber, welche steif, matt und langsam sind, die armen Hühner unter sich quälen, daß sie oft erbämlich schreyen.

Ihre Nester und Kobeln, wo sie brüten, muß man wohl verwahren, damit ihre unruhigen Cammeraden ihre Ruhe nicht stöhren, deswegen pfleget man ihnen auch ihr Futter gleich daneben zu setzen, daß sie nicht aufstehen, weil es dadurch leicht geschehen könnte, daß sie als schwere und ungeschickte Thiere die Eyer mit ihren Füssen vertretten oder herausreissen möchten.

Zum Ansetzen räthet man im Vollmonde eine sanfte und windstille Witterung an.

Bey einigen Haushaltungen legt man auch ihre Eyer den gemeinen Hühnern unter, jedoch höchstens vier oder fünf, denn mehrere können sie mit ihren Flügeln nicht bedecken und erwärmen.

Die Eyer sind grau oder röthlich, die lezten aber weißfärbig, die man zur Brut mißräthet, weil sie lauter seyn sollen.

Man zeichnet auch gerne die Eyer mit einer Kohle oder Dinte auf der Seite, auf

die

die man sie anfänglich hineingelegt, damit man sie alsdann desto leichter und geschickter umwenden möge.

Die ausgeschlossenen Jungen werden, sobald sie abgetrocknet sind, mit klein gehackten Eyern, unter welche man Schnittlauch menget, gespeiset. Andere hacken unter die Eyer Nesseln und Wermuth. Sie sind überhaupts sehr fraßbegierige Thiere, man muß ihnen also ihre Kost öfters verändern, als mit eingeweichten Semmeln, mit gesottenem Hirsen und Gersten, oder mit in Milch gesottenen Hirsen.

Das Fressen giebt man ihnen anfänglich auf einem Tuch vor, denn sie haben schwache und feine Schnäbelchen, und, wenn sie auf die Erde oder Steine picken und hacken müsten, würden sie entweder erkranken, oder doch gewiß krumme und gebogene Schnäbel davon bekommen.

Bey der Nacht setzet man die Jungen und die Mutter zusammen in einem Korb, oder was man sonst bequemes dazu haben kann, so aber mit Federn oder sanften Heu angefüllet seyn muß, daß sie unter den Flü-

geln der Mutter desto sanfter und wärmer sitzen. Beim Tage aber, wenn es nicht kalt, regnerisch oder windig ist, läßt man sie mit der Mutter in Baumgärten oder Wiesen spatzieren gehen, da sie junges Gras, Käfer, Würmer und Fliegen fleißig aufsuchen.

Drittes Kapitel.

Von ihren Kobeln, ihrer Wartung und Mästung.

Diese Art Hühner erfordert besondere Gemächer, die entweder den Hühnerkobeln gleich oder zuweilen etwas niederer, als diese sind. Die Sitzstangen sind nur gegen zwey Schuh hoch von der Erde, dahin kann man ihnen eine Stiege richten, daß sie gemächlich hinauf steigen mögen, weil sie sich mit dem flügen nicht gerne bemühen, und solches ihrem zu schweren Leibe nicht anständig ist. Die Sitzstangen müssen mehr als zweymal so dicke seyn, als der gemeinen Hühner, weil sie grosse Füsse und Körper haben.

ben. Der Boden soll nicht gepflastert seyn, sondern wird mit zartem Sande überstreuet, und mit guter Streue gelindert und übergebettet, weil sie die meisten Eyer unten am Boden legen. Uibrigens muß ihre Kammer warm, trocken, lüftig, hell, reinlich und wohl verwahrt seyn, weil sie mit den Hühnern gleiche Feinde haben.

Bey ihrer Wartung hat man nicht minder darauf zu sehen, daß, nebst dem gewöhnlichen Futter, Kleyen, Trebern, Haber, Gersten und dergleichen, so vorher von Staub, Mist und Unrath gereiniget werden soll, man ihnen auch bisweilen grüne Kohlstauden vorsetze, die sie in balden ganz abzuzupfen pflegen. Man muß ihnen auch, wie ich schon gesagt, Sand aufstreuen, darinn sie sich herumwälzen können, denn durch diese Bemühung bringen sie das Ungeziefer von sich weg. Wo man sie auf die grasichten Felder treibet, oder nach eingeführten Grummet in den Wiesen herumspatzieren läßt, so bringen sie sich zwar mit Heuschrecken, Grasmücken Fliegen, Käfern, Wurzeln und Kräutern so ziemlich fort, allein derowegen muß man sie zu Haus nicht ungefüttert stehen lassen,

denn

denn sie sind immer gefräßig, und können den Hunger am mindesten vertragen.

In der Mastung behandelt man sie auf gleiche Art, wie die Kapaunen, wiewohl es beynahe unnöthig ist, sie in die Mastung einzustellen, weil sie ohnehin nicht leicht von ihrem Leibe kommen, wo man ihnen das Futter nicht verringert oder schmälert. Doch, wer sie ja mästen wollte, der schoppe sie mit Milchnudeln.

Man mag sie auch castriren, damit ihr Fleisch noch zärter und delicater schmecke. Diese Operation ist zwar härter, als bey gemeinen Hühnern, weil ihre sehr kleine Geilen ganz tief im Leibe liegen, allein bey der Gelegenheit der Hahnen, da sie ohnehin getödet werden müssen, kann solches eine fleißige Hausmutter durch öftere Uebung gar wohl erlernen.

Bey ihrem Abschlachten ist das nemliche, wie bey den Hühnern, zu beobachten. Man glaubt jedoch ihr Fleisch viel mürber zu machen, wenn man sie von einem hohen Thurme herabwerfe, denn, sagt Johann Baptist Porta, 2ten Theil, Blatt 472, da

sie sich, wegen ihres schweren Körpers, mit den Flügeln nicht wohl halten können, und in Todesgefahr sehen, so schwingen sie mit grosser Mühe und Arbeit die Flügel, damit sie nicht zu jähe und zu gewaltsam auf die Erde herabstürzen, und wenn sie in dieser Todesgefahr abgeschlachtet werden, so sollen sie überaus mürbe seyn. Dieses nemliche soll auch angehen, wenn man sie in einen tiefen Brunnen wirft, und an einem Seil etwas abzappeln, aber nicht ganz ertrinken läßt. Oder man soll sie bey der Nacht in den Mondschein hängen.

Man will zwar ihre Eyer in der Küche nicht viel anrühmen, wegen ihren schwarzröthlichten Spreckeln und Mackeln, und sollen den Aussatz verursachen. Allein darauf halte ich gar nichts, denn wo die Eyer ungesunde Wirkungen in sich hätten, so müßte ja auch das Fleisch des aus dem Ey gefallenen Hühnchens von gleicher Art und Gattung seyn, welches aber weder bey den Feld-Reb, noch indianischen Hühnern gefunden wird.

Viertes Kapitel.

Von ihren Krankheiten.

Ihre Hauptkrankheit in der Jugend ist, daß sie krumme Füsse bekommen, und daran leicht sterben. Hierzu kann die geringste Kälte, oder auch nur das Verbrennen von Brennnesseln Gelegenheit geben. Dieses zu vermeiden, wird also nöthig seyn, daß man ihnen von Jugend auf dergleichen Futter gebe, so einen nicht zu dünnen und schwachen Nahrungssaft machet, dabey die Ausdünstung genugsam erhalte, als durch deren Zurückhaltung, weil sie ein wärmeres Klima gewohnt gewesen, und folglich dazu geneigter, ihre meisten Krankheiten, hauptsächlich wo die Haut bloß ist, entstehen, und folglich vor die Stärkung ihrer Füsse mit sorgen, sie ferner vor Regen behüte, welcher ganze Heerden tödten kann, weil durch die Kälte und Nässe an der Haut, dieselbe ganz zusammen gezogen, und die Ausdünstung völlig gehoben wird. Man giebt ihnen sonst

weiche Käse zu fressen: sie fressen ihn zwar gerne, verfallen aber wieder in die alte Krankheit. Das Beste ist, man gebe ihnen von Jugend auf nichts anders, als recht dick gekochte und gebrochene Erbsen, und darunter viel klein geschnittenen Schnittlauch, so sie begierig fressen, und davon gut fortwachsen, weil sie dadurch einen starken Nahrungssaft bekommen, und zugleich stärker transpiriren, als wozu ihre Haut des gewohnten wärmern Climas wegen, zu incliniren scheinet. Von aussen kann man ihnen, so bald sie ausgekommen, die Füsse mit Brandtwein waschen, und dieselben dadurch stärken, wodurch sie schnell fortwachsen, und nicht leicht erkranken. Wenn aber eines schon krumme Füsse hat, so kann man ihm so leicht nicht helfen, jedoch aber so weit bringen, daß es zum essen tauglich werde, man setzt ihnen das Essen allemal vor, oder läßt sie dabey sitzen. Wenn sie ausgewachsen sind, so können sie auch die härteste Kälte aushalten, woraus zu schließen ist, daß ein Thier, so in dem wärmsten Clima gezeugt worden, endlich nach öfterer Generation

ein

ein kälteres gewohnen könne, ob es gleich bey seinen Krankheiten noch sehr übel die Kälte empfindet, und alsdenn leicht daran stirbt.

Sie werden zuweilen um den Kopf herum ganz häßlich, und endlich gar blind: man legt ihnen alsdann gestossenen Meerrättig oder Gaffer ins Trinken. Desgleichen dienet ihnen, wie überhaupts jedem Geflügel, zum allgemeinen Präservativ, daß man ihnen die ersten sechs Wochen hindurch Ameisen und Ameiseneyer vorstreue, damit sie sich reinigen können.

Dritte Abtheilung.

Von den Gänsen.

Erstes Kapitel.

Von dem Nutzen und Schädlichkeit der Gänse.

Gleichwie von Gott kein Geschöpf ohne einen gewissen Nutzen erschaffen worden, also muß man billig die zahmen Gänse unter diejenigtn Geschöpfe, so den Menschen auf Erden zum Besten erschaffen worden, auch mit zählen, indem Jedem, ohne deßwegen eine weitläufige Anführung zu machen, die Wohlthat Gottes bekannt seyn wird, welchen Nutzen die Federn der zahmen Gänse zu Betten den Menschen geben, und wie die Federn von den Flügeln zum Schreiben gebraucht werden. Noch min-

der

der brauche ich anzuzeigen, welchen Nutzen eine geschlachtete Gans in der Küche verschaffe. Allein dem ohngeachtet geben sich verschiedene Schwierigkeiten, daß man die Gänsezucht nicht wohl anrathet: theils heißt es, läßt sich dabey nichts, oder doch gar nicht viel profitiren; theils saget man, daß der Gänsekoth dem übrigen Viehe höchst schädlich sey, daß er die Plätze, darauf er fällt, gleichsam mit einem verderblichen Gift anstecke, den Nachwuchs des nützlichen Grases verderbe, und viele schädliche Theile das übrige weidende Vieh genieße. — Daß sich bey der Gänsezucht nicht viel gewinnen lasse, will ich in so weit glauben, wenn selbe zu übertrieben ist, und man mehr Gänse halten wollte, als man Gelegenheit, Zeit und Futter dafür hätte, dieses gilt eben auch bey jeder Sorte von der Viehzucht. Was aber die Schädlichkeit des Gänsekoths auf den Wiesen betrift, könnte ich gerade das Gegentheil mit unläugbaren Erfahrungen bestättigen, wenn nicht schon meistens dieses Vorurtheil verschwunden wäre. Ich will zwar nicht widersprechen, daß das andere Vieh auf solchen Wiesen, wo häufiger

Gänsekoth liegt, nicht gerne weide. Allein dieser Eckel wird auch durch den Koth von allen übrigen Gattungen des Viehes verursachet. Wollte man alle Gänse von der Weide abweisen, so würde bey uns die Gänsezucht bald ein Ende haben, und dieses wäre gewiß schädlicher, als ihr Koth, dem man ein verborgenes Gift zuschreiben will; doch man ist von der Raserey, die Gänse zu verfolgen, bereits abgestanden, und ihr Koth wird eben für so nützlich, als ein anderer Dunger, geachtet. Anstatt vieler andern, berufe ich mich auf den gelehrten Herrn Krüniz, welcher im Artickel, Gans, also lehret: „Die „Gänse thun den guten Wiesen niemals „Schaden, man kann sie mit aller Sicher„heit in den Heiden, Brachfeldern und an„dern wüsten Gegenden weiden lassen: nur „von den Kornfeldern muß man sie abzuhal„ten trachten.„ Vielleicht wird man aber sagen: daß ihr Koth eine fressende Eigenschaft an sich habe, und dadurch dem Grase schädlich werden könne: allein, das ist ein Irrthum, der sich durch alte Vorurtheile eingewurzelt hat, durch die tägliche Erfahrung aber widerleget wird. Denn wenn

man zu verschiedenenmalen die Oerter, wo dieser Mist eine geraume Zeit gelegen, untersucht hat, so hat man allezeit gefunden, daß das Gras nicht allein nicht welk, sondern vielmehr noch grüner und stärker geworden war.

Zweytes Kapitel.

Unterschied ihres Geschlechts, und welche zur Brut die tauglichsten sind.

Gänse nennet man überhaupts die, welche weiblichen Geschlechts sind, und welche die kleinsten Köpfe und dünnsten Hälse haben. Ganser (Gansericht, Gansert) bedeutet das männliche Geschlecht, so zu ihrem Zeichen lange starke Hälse, dicke Köpfe, eine helle, laute, starke Stimme und einen langen und starken Leib haben. Man kennet sie auch leicht dadurch auseinander, weil die Gans etwas kürzere Füsse, als der Ganser hat, und weil dieser, wenn man ihn fängt,

 ganz

ganz erbärmlich schreit, die Gans hingegen ganz stille sich dabey bezeiget.

In der Wahl siehet man sich gemeiniglich am allerersten nach der Größe um, denn weil die großen Gänse die kleinen nicht nur am Fleische und der Fette, sondern auch an Ansehen übertreffen, so verdienen sie auch billig die Ehre des Vorzuges vor den geringern, schmälern und schlechtern Gänsen, und wenn es wahr ist, was einige davorhalten, daß die weiß und aschenfärbige Gänse gesünder und fruchtbarer, als die ganz weissen wären, so wird die Wahl wohl nicht schwer seyn. Unterdessen, die Farbe mag seyn, wie sie will, so bleiben doch die Gänsinnen, so kurze Füsse und hangende zottige Bäuche haben, die fast bis auf die Erde gehen, die allerbesten Leggänse.

Drittes Kapitel.

Von den Eyern und der Bruth.

Ihre Eyer sind hart zu verdauen, und werden gemeiniglich von dem Gesinde verspeiset.

Die Gänse legen nicht gern vor einem Jahr, ausser sie stammen von besonders guten Leggänsen ab.

Die Gänse haben den Fehler, daß sie ihre Eyer in allerhand Winkel zu verlegen pflegen, man muß also fleißige Obsicht darauf haben, ihre Eyerstöcke öfters mit den Fingern greiffen, und sodann so lange einsperren, bis sie geleget haben.

Im Legen sind sie gar nicht gleich, es kömmt auf ihre Art, guten oder sparsamen Futter an. Etliche legen oft zehn, eilf und mehr Eyer. Gemeiniglich, wenn sie anfangen, bleiben sie bey fünf Eyern, oder nehmen hernach wiederum ab, und legen nicht mehr, als drey oder vier, wiewohl sie sich auch bald wieder bessern. Sie fangen im Mer-

Merzen an, und hören im Julius auf, bisweilen eher oder später, nachdem die Wartung und der Jahrgang ist. Einige legen die Gänse schon vor Weyhnachten ein, und füttern solche wohl. Im Jenner fangen sie schon an, sich zu tretten, und im Februar zu legen.

Die Eyer werden bis zur Brutzeit an vor Kälte und Wärme gemäßigte Oerter, in Körben, Federn, Heu oder weichen Kißchen aufbehalten, und für den Mondschein verwahret, welcher ihnen eine Fäulung verursachen soll.

Zum Unterlegen wehlet man Eyer von grossen Gänsen, die schon überjährig und von den Gansern fleißig betretten worden sind.

Zum Bruten taugen nicht alle Gänse gleich, sondern man wählet gemeiniglich diejenigen aus, die im Eyerlegen viele Federn im Neste zurücke gelassen haben.

Einige Gänse sind so unartig, daß sie zwar einige Täge auf ihren Eyern sitzen bleiben, nachmals aber solche verlassen. Diese Eyer muß man dann andern guten Bruthennen terlegen, jedoch einer nicht mehr, als

höch-

höchstens fünf geben, weil die Eyer zu groß, und die Mutter für mehrere zu klein ist. Die indianischen Hühner taugen dazu am besten, und denen kann man bis funfzehn Eyer unterlegen.

Wo viele Gänse nebeneinander angesetzet werden, sollen sie etwas auseinander sitzen, damit sie sich mit ihren Schnäbeln einander nicht beunruhigen. Die Bauern stellen sie gleich in ihre Stuben ein, Vermöglichere aber bereiten ihnen eigene Kammern und Kobel dazu. — Während ihrer Brutzeit muß man sie zwar wohl füttern, doch aber nicht mästen: es seye nun geschnittenes Brod, Gersten, gestampfte Ruben, Weitzen, Kleyhen oder was man ihnen immer geben will; ihr Futter und Wasser muß nahe an ihrem Neste seyn, damit die Gänse nicht aufstehen dürfen, wodurch sie ihre Eyer herausschmeissen oder zertretten möchten. Man kann sie zwar manchmal zu ihrer Erfrischung vom Neste herabheben, die Eyer muß man aber indessen warm zudecken. —

Die Gänse brüten sehr ungleich aus, nachdem das Wetter warm oder kalt ist,

und

und nachdem die Brutgans mit dem Sitzen ihre Schuldigkeit thut. Gemeiniglich geschieht es in der sechsten Woche, oder am vierzigsten Tage, nachdem sie angesetzet hat. Weil aber unter den untergelegten Eyern auch oft einige untaugliche oder faule sich darunter befinden, so muß man sich die Mühe geben, solche ungefähr in der dritten Woche ihres Sitzens bey der Sonne oder beym Lichte zu beschauen. Merket man nun, daß oben die Spitze nicht schlottert, und das Weisse hin und wieder fliesset, oder daß sich das Ey nicht reget und beweget, so ist solches lauter und untüchtig, und also bey Seite zu thun.

Man pflegt ihnen auch, wie den Hühnern, ein Gefäß mit Wasser neben das Nest zu stellen, damit ihnen der Schall eines Donnerwetters nicht schaden möge.

Man sagt: daß, wenn man Nesselwurzeln in die Nester lege, die ausgeschlossenen Gänschen nichts beschädigen könne.

Viertes Kapitel.

Von der Erziehung und Wartung der jungen Gänse.

Daben wird eben keine Gleichheit beobachtet, und beynahe in jedem Ort, Dorfe und Haushaltung anders gehalten. Einige geben den jungen Gänsen etliche Stunden nach ihrer Geburt gar nichts, bis sie sämmtlich von der Mutter getrocknet worden sind. Andere geben ihnen den ersten Tag Gerstenmehl in Honig eingeweicht, mit Wasser, Kleyhen und etwas jungen Lattich vermischt. Gemeiniglich setzet man ihnen bey uns vor das Nest klein gehackte Eyer, und vermischet sie mit Schnittlauch, Kleyhen, Brunnenkreß oder Petersilienkraut, so sie sehr erfrischet und erquicket. Ihr Wasser muß frisch und rein, und ihre Sauftröge flach und nicht hoch seyn, damit sie leichter daraus trinken können. Man kann ihnen auch in ihre Kammern ausgestochenen Wasen mit frischem Grase vorlegen, damit sie das Abreissen und Fressen eher lernen und gewöhnen. Etliche

kochen

kochen ihnen Erbsen und mischen gehackte Nesseln darunter: allein ob sie es gleich gerne fressen, so ist ihnen doch die Nahrung nicht gar vortheilhaft. Brey (Mus) von Gerstenmehl, schlägt ihnen besser an. Die grüne Gerstensaat klein geschnitten, bekommt ihnen gleichfalls wohl.

Wenn die Jungen zehn Tage alt sind, mag man sie mit den Alten schon auf die Weide mitgehen lassen. Es muß aber ein schöner, warmer Tag, und der ihrer Gesundheit schädliche Thau schon aufgetrocknet seyn. Man schicke sie aber niemals nüchtern fort. Auf der Weide selbst hat man zu beobachten, daß sie nichts von Nesteln und Disteln bekommen. Wenn sie aber nach Hause kommen, pflegt man ihnen Habern vorzuwerfen, wodurch sie ungemein schnell fortwachsen.

Nicht minder muß man sorgfältig ihre Sauftröge rein halten, damit sie keine Schweinsbörster oder Gaishaare verschlingen, welche ihnen den sichern Tod zuwege bringen würden.

Weiters muß man jede Parthey der Gänse absondern, sonst vermischen sie sich

zu

zu unordentlich untereinander, und würde eines dem andern schaden, und das grössere das kleinere verdrängen, vertretten und zerquetschen.

Wann sie vier oder fünf Wochen alt sind, und wann ihnen die Blutfedern einzukielen anfangen, ist ihr bestes Futter Gerstenmehl oder Malz zu ihrer Verstärkung und ihrem Wachsthum. Nachgehends kann man ihnen Weizen oder Haber vorwerfen. Rockenmehl ist ihnen aber durchaus ungesund.

Uebrigens ist es sehr vortheilhafe, daß man die jungen Gänse an den Füssen zeichne, damit man die zukünftigen Brutgänse von denen desto leichter unterscheide, die in die Küche oder auf den Markt gehören.

D. Bernhard Vercasca schreibt in seinem Kräuterbuch 2ten Buchs Kap. 1. man soll den jungen Gänsen Weizen in Wasser geschwellt zu essen geben, wobey man sie am ehesten schnell aufbringen können.

Die jungen Gänse groß, fett und gut zu machen, pfleget man in Sachsen sie auf folgende Art zu füttern. Man nimmt vier Theile Weitzenkleyen, und zwey Theile Ger-

stenmehl, dieses rühret man mit warmen Wasser durcheinander, und läßt sie davon des Tages dreymal, nemlich Morgens, Mittags und Abends, nach Belieben essen, sie müssen aber immer dabey frisches Wasser zu trinken haben.

Fünftes Kapitel.

Von der Wartung der alten Gänse.

Die alten Gänse speiset man mit allerhand geschwellten Getraide. Man giebt ihnen gute Kleyen, Brunnenkreß, Lattich, Wegwarten und dergleichen.

Den Sommer durch kosten sie nicht so viel, als im Winter, denn da läßt man sie auf die Anger, feuchte Wiesen und Weiden gehen, und ihre Bequemlichkeit pflegen, doch muß man Obacht haben, daß sie im Septemper auf keine Wintersaat kommen, sonst würden sie alles verheeren. Nach der Erndte treibt man sie auf die Stoppelfelder, wo sie allerhand gesunde Kräuter finden. Gleichfalls müssen frische, reine Bächs nicht weit von ih-

ren Weiden entfernt seyn, worinnen sie ihre hitzigen Lebern abkühlen und sich von allen Staub und Unrath an ihren Federn reinigen können.

Den Winter durch versieht man sie auf gleiche Art mit gutem Futter. Sie fressen auch allerhand Zugemüße, nur die Wicken ausgenommen, wovon sie den Durchfall bekommen. Mit Haber muß man sie nicht überfüttern, weil sie sonst ersticken möchten. Will man ihnen Ruben unter das Aftergetraide geben, so schlägt es ihnen desto besser an. Die guten Zuchtgänse muß man besonders bis fast zum Ausgang des Jahrs in guter Wartung halten, jedoch aber, wie ich schon gemeldet, nicht mästen, wohl aber zuletzt, da sie bald zu legen anfangen werden, ganz unmerklich und nach und nach das Futter verringen. — Wenn man in Pfüzen und Mistlachenwasser ihnen ihren Aufenthalt gestattet, so schwächet man ihre Kräfte, und macht sie abzehren, woher vielleicht das Sprüchwort kommen mag, eine Gans, wie eine Laterne.

Sechstes Kapitel.

Von dem Gänsstall.

Der Gänsestall muß trocken und vor Wind und Nässe wohl verwahret seyn, ob schon die Gänse sonst das Wasser ungemein lieben. Man streuet ihnen öfters frisches Stroh unter, um sie desto trockener und wärmer zu halten. Den Mastgänsen macht man besondere Verschläge; allein das versteht sich nur für einige, wo man Platz und Raum genug hat.

Wenn ihre Legzeit herannahet, so muß man ihnen noch mehr Stroh unterstreuen, weil sie die Eyer gern tief legen, und also mit ihren Füssen nicht verbrechen mögen.

Uebrigens ist alles zu verfügen, was bereits von Hühnerställen gesagt worden, nur bleiben die Sitzstangen bey den Gänsen weg.

Siebentes Kapitel.

Von der Mast der Gänse und ihrem Abschlachten.

Die alten Gänse taugen zur Mastung nicht mehr, weil sie nicht wohl zunehmen. Je mehr Mastgänse beyeinander sind, desto besser gedeihen sie, allein man wird sie sehr schwer oder doch mit grossen Kosten fett machen.

Man will auch behaupten, daß man sie im wachsenden Monde einstellen soll.

Die Mastung selbst ist ganz verschieden.

Die gemeinste geschiehet mit Habern, welchen einige nur trocken vorgeben, und dann erst darauf das Trinken hinzusetzen. Andere streuen den Haber in das Wasser, daß sie beydes zugleich geniessen, und mischen ein wenig Sand darunter. Von dem Gerstenmehl, ingleichen auch vom Weizen, und dergleichen Kleyen, mit Wasser angefeuchtet, sollen sie gar gut und fett werden. Die armen Leute mästen sie mit gelben und

weißen Rüben: auch soll es ihnen sehr dienlich seyn, wenn man ihnen zuweilen etwas von grünen Kohl und Lattichblättern vorwirft, die sie sehr gerne fressen. Mit Buchweizen oder Heydelkorn (türkischer Weizen) wollen einige eine Gans in vierzehn Tagen fett machen, wenn man sie des Tags dreymal damit füttert.

Einige setzen die Gänse in einen finstern Ort, und füttern sie mit geschrottenen Malz, das mit Milch eingerühret worden, wovon sie gar bald und mit sehr wenigen Kosten gut werden können.

Man kann sie auf eine noch wohlfeilere Art fett machen, wenn besonders bey einer Haushaltung die Milch wenig und rar ist. Man rühret nemlich etwas Gerstenmehl ziemlich dick ein, welches sie beständig bey sich haben, um davon zu fressen, wann sie wollen. An einem Orte des Stalls, worinnen sie stecken, stellet man ihnen noch ein Gefäß mit gekochten Haber und Wasser vor, das sie erreichen können, wenn sie Lust dazu haben, ihr Futter zu verändern. Diese Abwechslung ist ihnen angenehm, und sie nehmen sehr geschwind

schwind davon zu. Auf diese Art können sie mit wenigen Kosten fett gemacht werden.

Die Soldaten in einigen Ländern machen die Mastung noch leichter und kürzer, denn sie richten alles mit einem Laib Brod aus, in dem sie in die Mitte ein zwey Daumen dickes Loch hineinbohrten, Haber hineinschütten und Bier darauf gießen. Die Gänse fressen also nicht nur allein den Haber mit dem Bier heraus, sondern gewöhnen sich zugleich an das Bier und Brod, mit welchen sie in vierzehn Tagen fett und zum Schlachten gut gemacht sind. —

Ueberhaupts aber sind die Juden Meister in der Gänsemastung. Sie nehmen eine nicht allzualte Gans, denn ist sie zu alt, so bleibt sie dürr und zähe, man mag sie so gut mästen, als man will, stecken sie in einem Sack, oder setzen sie in einen Korb oder anderes Gefäß, daß sie nur den Kopf herausstecken kann, und also immer stille sitzen muß. Geben ihr sodann täglich dreymal einen Brey oder Suppe von Gerstenmehl, und setzen ihr Wasser und Sand hin, und auf solche Art mästen sie die Gän-

se, daß sie nicht allein fett werden, sondern auch eine vier bis fünfpfündige Leber bekommen. Könnten nicht auch meine Landsleute so einen Versuch machen, der eben nicht grossen Schwierigkeiten und sonderlichen Kosten unterworfen wäre?

Gänse und Enten werden, wenn sie, wie ich von den Hühnern gemeldet, auf gleiche Art gerupfet worden, nicht unter dem Halse abgeschlachtet, sondern dichte hinter dem Hirnschädel, im Genicke, mit einem scharfen Messer alle Adern durchschnitten, damit alles Blut herauslaufe, denn das bey uns bekannte Gänse- und Entenabwürgen, mittelst der Halsumdrehung, ist verwerflich, weil wegen dem Geblüt ihr Fleisch schwarz wird. Wenn nun diese gerupft und wohl ausgestoppelt sind, muß ein jedes Stück sehr hurtig bey dem öftern Herumdrehen über einen brennenden Strohwisch abflammirt, und selbigem alle rauhe Pusen und Haare abgesengt werden, besonders werden die Füße etwas nahe zum Feuer gehalten, wodurch dann bey dem Abputzen die grobe Haut sich abziehen läßt. Sind nun die Gänse und Enten so abflammirt, so wird ein Stück nach dem

dem andern in einer Mulder mit warmer Saife, Wasser und etwas Weizenkleyen, mit Fleiß schneeweis gewaschen, mit reinen warmen Wasser sauber abgespület, abgetrocknet, und sodann gehörigen Orts bis zum Gebrauch aufgehangen.

Man kann sodann die geschlachteten Gänse auf pommerische Art folgendergestalt räuchern. Man spaltet die Gänse in der Mitte auseinander, nimmt Herz, Lungen, Leber, Magen und Gedärme heraus, reibet sie mit Salz, schichtet und decket es in ein reines Faß sehr dichte aufeinander, und läßt es mit solcher Einsalzung drey Tage liegen. Man nimmt sodann diese vom Salz nassen Gänse nacheinander heraus, und bestreuet sie über und über mit trockener Weizenkleye, daß man vom Speck und Fleisch nichts mehr sehen kann, und hänget sie so acht Tage lang im Rauchfang auf. Endlich nach acht Tagen werden die Gänse aus dem Rauche weggenommen und auf den Boden acht Tage lang in die Luft gehangen, nachgehends abgenommen und mit einer Leinwand die Kleyen sauber abgerieben. Nun werden die Gänse äusserlich gelb, im Speck weiß, im

Magern aber so roth, wie eine Rose aussehen, und sich Jahr und Tag saftig und wohlgeschmack aufheben lassen, und man hat den Vortheil dabey, sie sogleich roh speisen zu können.

Auf noch eine andere dieser fast ähnlichen Art pflegt man die Gänse zu räuchern. Die Gänsbrüste, oder auch ganze, so auf den Rücken abgeschnitten werden, läßt man vier Tage im Salz liegen, bis solches geschmolzen, und mit diesem Salzwasser werden sie täglich ein paarmal begossen, nachdem hängt man sie vierzehn Tage bis drey Wochen in gelinden Rauch. Ehe man sie aber räuchert, werden sie in Papier gewickelt, und in alte dünne Leinwand genähet. Auf sechs Stück Gänse nimmt man eine starke Messerspitze voll Salpeter zum Salz.

Achtes Kapitel.

Von dem Rupfen und den Federn besonders.

In Oesterreich und mehrern Orten pflegt man die Gänse des Jahrs zweymal zu rupfen, nemlich im April, wenn die größte Kälte vorüber ist, und zu Anfang des Herbsts, wenn noch schöne warme Tage zu hoffen sind. Allein dieses ist durchgehends fehlerhaft, weil die Gänse dadurch sehr mager werden, und gar kein Ansehen haben, folglich bey so gestalten Sachen zwey bis drey Groschen weniger gelten, und die ausgerupften Federn kaum sechs Pfennige werth sind. Will man solche selbst verzehren, so berupfe man sie erst nach dem Abschlachten. Werden sie aber verkauft, so haben solche gefederte Gänse noch ein so schönes Ansehen, und gelten auch mehr.

Von den Federn muß ich aber noch ein und anders besonders erinnern.

Die besten, lindesten und wärmsten sind diejenigen, welche unten am Bauche stehen, und werden Staub- und Pflaumenfedern genannt. Die unter den Flügeln und Beinen sind etwas stärker, auf dem Rücken aber am gröbsten und ungeschlachtesten.

Jede Sorte dieser Federn wird besonders aufgehoben, damit sie nicht durcheinander kommen, und mit grosser Mühe wiederum ausgeklaubet zu werden nöthig haben. Die Pflaumfedern braucht man fast nur allein zu den Kopfkissen und leichtesten Deckbetten, insgemein aber vermenget man sie in den Deckbetten mit den leichten Federn, weil man glaubet, daß die mit Pflaumen allein angefüllte, im Winter nicht warm genug wären. Der Mittelfedern bedienet man sich zu den Polstern und Unterbetten. Weil aber die neuen Federn sehr übel riechen, und nicht allzugesund zu gebrauchen sind, indem sie noch nicht recht ausgetrocknet, so werden sie in einen Sack gethan, und zwey bis drey Jahr lang gemeiniglich unter die Ehehalten Betten zu unterst geleget und täglich fleißig aufgeschüttelt. Der Staub wird gleichfalls in einen Sack gefasset, in die

Sonne gelegt, mit einem leichten Stecken täglich öfters geschlagen und fleißig umgewendet.

Auf gleiche Art wird der ißländische Federstaub oder Eiderdum bey einem heissen Ofen, oder bey hellem und warmen Sonnenschein, mit Spitzruthen tapfer geschlagen, damit die oft häufig darinnen steckende Hilsen und Sand davon fallen, dann werden sie erst in leichte Eingesieder von Taffet, Pers oder Cattun gefasset, und nur zu Kranken, Reiß, oder Sommerbetten gebrauchet. Wenn die Federn vom Schweiß zusammengegangen, oder jemand darauf gestorben, so ist es am rathsamsten, das Bett von neuem zu federn. Zu solchem Ende lässet man die Kissen etliche Wochen in freyer Luft oben unter dem Dache hangen, leeret sodann jedes Kiß besonders in einer wohl verwährten Kammer aus, lässet das Eingesieder, worinnen die Federn gefasset gewesen, mit der Lauge waschen, die Federn aber schlägt man erstlich durch ein Sieb oder Reutern, mit weiten Löchern, mittelst eines Federwisches oder Gansflügels, damit die subtilen und feinen Federn davon stäuben,

und auf einen gewissen Haufen fallen. Was aber durch die Löcher der Reuter sich auf den Boden gesenket, wird durch ein anders Sieb mit engern Löchern durchgereutert und von Staub und Unrath gereiniget. Was sodann von Federn sich zusammen gebätzet, pflegt man auseinander zu zupfen, und gleich den vorigen durchzuschlagen, da man sie dann wieder einfasset, und den Abgang mit andern Federn ersetzet.

Neuntes Kapitel.

Von den Krankheiten der Gänse.

Die jungen Gänse erkranken ganz gähe, hängen die Flügel, fressen nichts mehr, und sterben endlich. Man bewahret die Eyerschalen, daraus sie geschloffen, sorgfältig auf, beräuchert die kranken Gänse damit, leget ihnen anbey Weinkraut in das Trinken, und läßt sie bey ihren sonst gewöhnlichem Futter bleiben, bis sie wieder anfangen frisch und munter zu werden.

Die Gänse pflegen auch zuweilen läusig zu werden, und können, wegen beissenden Schmerzen, nicht wohl fortkommen und zunehmen. Diesem Uebel abzuhelfen, streuet man Far-

renkraut etlichemal die Woche hindurch in die Gänsställe, womit man sie vertreibet oder tödet.

Die Gänse bekommen eben, wie die Hühner, manchmal den Zipf. Man nimmt aber großen Bibenell, so auf allen Wiesen wächset, und siedet ihn mit Wasser so lang, bis er ganz weich wird, dann giebt man ihn den kranken Gänsen zu essen, statt ihrem gewöhnlichen Wasser, setzt man ihnen diese Brühe vor.

Das Brachmonat ist gemeiniglich ihr Sterbemonat. Um diese Zeit sind die Schnacken, Mücken und Fliegen ihre Mörder und Feinde, sie setzen sich den Gänsen in die Ohren und stechen mit ihren Angeln dergestalt, daß die Gänse in Ohnmacht dahin sinken. Die Kennzeichen davon sind, wenn sie ihre Flügel ganz auf den Boden herabfallen lassen, die Köpfe immer schütteln, die Hälse ausstrecken, mit dem Schnabel zittern, melancholisch einher gehen, nicht fressen und saufen. Das allerleichteste Mittel dagegen bestehet darinn, daß man ihnen in diesem Monat öfters die Ohren mit Baum- oder Leinöl bestreiche.

Die Gänse mausen, wie jeder anderer Vogel, und sind dabei ganz traurig, man erquicket und erfrischet sie dadurch, wenn

man

man ihnen etwas weniges Kupferwasser in ihr Trinkgeschirr hineinwirft.

Die Gänse bekommen auch oftmals eine epidemische Krankheit von dem Mehlthau, so, wie im 1780sten Jahre diese allgemeine Seuche unter ihnen herrschte. Die Krankheit war leicht kenntbar: denn die Gänse keichten so sehr, daß man sie von weiten schon hörte. Einige fiengen auch zu hinken an, und keichten und hinkten immer mehr, bis sie krepirten, zulezt konnten sie fast gar nicht mehr gehen. Man wandte verschiedene Mittel an, es half aber nichts dagegen, und ganze Herden kamen um das Leben. Eine Wirthin, der schon vorher bey zwanzig Stück auf diese Art krepirten, kam endlich auf folgenden Einfall. Sie behielt ihre kranken Gänse zu Haus im Stalle, und gab ihnen eine Brennsuppe, blos von gebrannten Mehl ohne Butter und Schmalz, und gab ihnen anbey gebrochenen, das ist, geschrottenen Haber. Anfänglich wollten zwar die Gänse die Brennsuppe nicht fressen, sie wurden aber durch den Durst dazu gezwungen. Nachdem sie dieselbe einige Tage frassen, so war ihnen dieses Futter sehr angenehm,

und

und waren sehr begierig darnach, so, daß sie ganze Kessel voll aufzehrten. Es wurden nicht nur die Gänse, welche noch nicht krank waren, gesund erhalten, sondern auch alle diejenigen, welche dem Tod schon nahe waren, und schon wirklich zu krepiren schienen, in Zeit von acht Tagen wieder gesund. Für diese Wahrheit stehe ich um so mehr gut, als ich selbst ein Augezeuge davon war.

Noch eine andere Seuche überfället manchmal die Gänse. Sie hängen die Köpfe, fressen nichts, haben den Durchfall, und ihr Koth ist wie Oel. Diese Pest pflegt sich gemeiniglich im Brach- und Heumonath zu ereignen, da auf schöne heisse Täge gleich nasses und kaltes Wetter einfällt, und die Gänse zu frühe auf die Weide getrieben werden, ehe die Nässe oder der Mehlthau aufgetrocknet ist. Man braucht dagegen Angelica, Liebstöckel, Malz, so man unter ihr Futter mischet, wodurch sie wieder genesen.

Zehntes Kapitel.

Was man von den Gänsen zur Arzney gebrauchet.

Herr D. Johann Adam Weber lehret: man soll einem alten Ganser drey Tage nichts zu essen geben, sodann kleine Stückchen von einem frisch abgethanen Aalen vorwerfen, und dessen Koth davon zusammen sammeln, welcher ein erprobtes Mittel wider alle Geschwüre wäre.

Um die Ohrenschmerzen zu lindern, vermenge man Gänseschmalz mit Zwiebelsaft, und lasse solches in das Ohr hineintreufeln.

Simon Sethi bezeuget, daß man den verstopften Harngang öfnen könne, wenn man gedörrte und gepulverte Ganszungen einnehme.

So sollen eben auch die gebratenen Zungen der wilden Gänse wider den Sand und Stein ein trefliches Mittel seyn.

Der

Der Magen von einer Gans, sagen einige, stärke blöde Mägen.

Dioscorides will die hinfallende Krankheit damit kuriren, wenn er einer solchen Person Gänsemist in weissen Wein etliche Tage nacheinander ordiniret.

Galenus saget: daß das Pulver der Schale eines gesottenen Gänseeyes, eines halben Quintchens schwer davon eingenommen, den Durchlauf und rothe Ruhr kurire.

Wenn jemand an dem After eine Entzündung hat, so soll man dem Ort mit frischem Gänsefett salben, oder als ein Pflaster auf dem Ort überlegen.

Wenn den Wöchnerinnen die Brüste geschwellen, kann man sie mit Gänseschmalz, vermischt mit Rosensalbe vertreiben.

Ingleichen, so einem von den scharfen Winden die Lefzen aufspringen, so schmiere man sie bloß mit Gänseschmalz.

Solches mit Honig vermenget und auf einem Hundsbiß gelegt, soll gute Heilung bewirken.

Gänseschmalz heilet überhaupts alle Beulen.

Diesen nemlichen Nutzen soll auch die Fettigkeit, so von einer gebratenen Gans abtropfet, verschaffen.

Vierte Abtheilung.

Von den Enten.

Erstes Kapitel.

Anmerkung überhaupts.

Die Enten sind in einer Wirthschaft ein nützliches Federvieh und kosten sehr wenig zu unterhalten. Sie geben schöne und grössere Eyer, als manche Hühner, zum Essen und Küchengebrauch: zuletzt aber können sie gebraten oder gedämpft genossen werden. Die Federn kann man zu Gesindebetten oder andern Polstern gebrauchen. Den Fischen thun sie in Flüssen, Bächen und Teichen gar so vielen Schaden nicht. Jedoch ist es viel rathsamer, dieses Vieh im Hof zu halten, noch mehr aber ist es nöthig, solches in Städten zu thun, und sie nicht auf

die durch solche gehende Flüsse und Canäle, so an ihren Ufern, und besonders an Feldern und Gärten mit Mauern oder Holzwänden nicht gefasset sind, herumschwimmen lassen. Denn sie verderben die lockern Ufer, machen die Canäle unrein, gehen in die daran stossende Gärten, und machen grossen Schaden, wenn es öfters geschiehet.

Zweytes Kapitel.

Von den Enten.

Es wollen zwar einige die Entenzucht aus der Ursache mißrathen, weil theils ihre Eyer ungesund seyn sollen, theils sie selbst ein sehr gefräßiges Thier wären. Ersteres beruhet noch auf hinlänglichen Proben, denn deßwegen, daß es nicht gewöhnlich ist, ihre Eyer zu verspeisen, folgt noch lange nicht daraus, daß sie auch ungesund sind. Ich habe selbst viele Enteneyer genossen, dabey aber nicht den mindesten Schaden an meiner Gesundheit bemerket; und daß man sie als gefräßig verschreyet, daran kehren wir uns

gar nicht, warum giebt man ihnen immer vollauf zu fressen, daß sie nicht mehr von der Thüre weggehen, sondern stets nach Futter schreyen. Wer füttert wohl die wilden Enten? da sich doch solche zu vielen tausenden vermehren und ernähren. Indessen ist der Nutzen ihrer Federn und der Genuß ihres nahrhaften Fleisches gewiß, da man sie sogar bey den höchsten Herrschaftsmahlzeiten auf den Tafeln findet und verspeiset.

Martial trägt zwar folgendes Bedenken bey ihrer Verspeisung:

> Tota quidem ponatur, Anas, sed pectore tantum
> et cervice sapit, caetera redde coquo.

Allein man kehret sich gar nicht daran, und ich finde auch gar keine Ursache, warum die übrigen Theile nicht eben von solcher guten Eigenschaft seyn sollten.

Das Wort, Ente, bedeutet das weibliche Geschlecht, das männliche heißt man Enter, Enterich, Entvogel, Anterich. Er ist grösser und stärker vom Leibe, als das Weibchen, man kann ihn bald an seinem Ringe um den Hals und an der heisern Stimme erkennen, denn die Enten haben

eine subtilere, lautere und hellere Stimme, so sind auch des Enters Federn an dem Schwanze krumm gebogen, und hat meist einen schwarzgrünen und Pfauenfärbigen Hals und Kopf.

Man hält auf neun oder zehn Enten einen Enter, der sie, wenn er was nütze ist, genug betretten und versehen kann.

Drittes Kapitel.

Von dem Legen und Brüten, und von der Zucht der Enten.

Die Enten fangen im Merz und April zu legen an, haben aber zugleich die böse Gewohnheit, daß sie ihre Eyer in allerhand verborgene Winkel zu legen pflegen, man muß daher frühe Morgens, ehe man sie auf die Weide gehen läßt, ihre Eyerstöcke greiffen, und bey der man eines fühlet, solche diesen Tag, oder doch so lange zu Hause in dem Stall einsperren, bis sie das Ey ordentlich geleget hat. Manche Ente leget

bey

bey guten Futter zwanzig bis dreyßig Eyer, darüber setzet man die brütigen Enten oder Hühner an. Leztere sind zu der Entenbrut beynahe tauglicher und besser, denn da die Enten immer Wasser haben wollen, so muß man sie auch währender Brut aus dem Stalle herauslassen, wobey dann geschiehet, daß die Enten ganz naß nach Hause kommen, und die untergelegten Eyer erkälten und verderben, so man aber bey einer Henne nicht zu befürchten hat.

Einer gemeinen Henne kann man eilf bis zwölf, einer Indianischen aber zwanzig bis vier und zwanzig Eyer unterlegen, sie brüten sie beyde gerne aus, und sitzen insgemein vier Wochen, oder dreißig bis ein und dreißig Tage darüber.

Die ausgeschlossenen Jungen muß man anfangs wohl verwahren, bey ihrer Mutter behalten, mit klein gehackten Eyern füttern, und immer frisches Wasser in grossen, aber nicht hohen Trögen vorsetzen, darinn sie sich ihrer Natur gemäß unendlich gerne baden.

Wenn man Meer- oder Wasserlinsen bey Handen hat, so ist ihnen dieses eine sehr angenehme Speise.

So sind eben auch Ameisseneyer eine ihrer Delicatessen.

Man menget Kleyen und Wasser untereinander, und füttert sie gleichfalls auf diese Art.

Nach vierzehn Tagen kann man sie bey einem schönen warmen Sommerwetter unter freyem Himmel in die Sonne herauslassen. Vor drey Wochen aber hüte man sich, solche in Teichen schwimmen zu lassen, weil sie sonst die Raubfische sowohl, als andere Raubvögel zu Schanden richten möchten, deßwegen sind solche Teiche für sie sehr dienlich, die mit vielem Gesträuche, Geröhre, und Schilf versehen sind, worinn sie sich verbergen.

Die Gestalt ihrer Eyer ist blau und weißgrünlicht.

Viertes Kapitel.

Von der Wartung, Nahrung und Mastung.

Den Sommer hindurch sind die Enten sehr leicht zu unterhalten, weil sie meist selbst ihre Nahrung in Bächen, Flüssen, Miststätten und morastigen Oertern suchen.

Sonst füttert man sie gewöhnlich mit Haber, Gersten, Hirsen, Brod, angemachten Kleyen, Meerlinsen, Eichelmehl, Erdäpfel, Ruben, und was man in der Küche von den Gedärmen der Fische oder Vögel wegwirft.

Es ist klug gehandelt, wenn man mit dem Abendfutter eine gewisse Zeit beobachtet, denn auf diese Art lernen die Enten gewöhnlich nach Hause zurückzukommen, da man sie sonst oft weit herum aufsuchen müßte.

Die Enten mästen sich oder werden fett, wenn sie auf die Stoppeln und Felder gehen,

hen, da sie Wegwarten, Feldsalat, Klee, und dergleichen Kräuter finden. Uebrigens kann man sie durchgehends, wie die Gänse, mästen, nur mit dem Unterschiede, daß man sie nicht beständig einsperren dürfe, weil sie, ohne in Bächen herumschwimmen zu können, eher ab- als zunehmen würden.

Bey Landgütern, wo Brau- und Brandweinstätte zugegen sind, dienen ihnen die Treber zu guter Kost.

Ihre Krankheiten haben sie fast mit den Gänsen gemein, man wendet also auch gleiche Mittel an. Nur muß ich ein besonderes Uebel hier anfügen, so uns Herr Doctor Delius im fünften Band, S. 354. erzehlet.

Es ereignete sich bey einem gewissen Hofe, daß an einem Morgen unter acht und zwanzig schon ausgewachsener, und zum Speisen tauglicher Enten, zwanzig davon, sich immer eine nach der andern erschütterte, den Kopf umdrehte, oder auch nur ein Bein ausstreckte, darauf übern Haufen fiel, und krepirte. Man untersuchte sie, ob sie nicht etwann ein schädliches Futter bekommen

hätten,

hätten, man schnitte sie auf, besichtigte Magen und Gedärme, und fande gar nichts. Nun riethe ein altes Mütterchen, von denen noch acht lebendigen Enten eine zu fangen, den Kopf abzuhauen, und diese, sammt dem abgehauenen Kopf im Feuer zu verbrennen; das geschahe auch wirklich, und die andern sieben Enten blieben lebendig und gesund. Diese Geschichte soll wahr seyn, allein die Wirkung überlasse ich den Naturforschern zur Ueberlegung.

Ihr Schlachten betreffend, ist das nemliche, wie bey den Gänsen zu beobachten, und ich zweifle auch gar nicht, daß ihr Fleisch, auf gleiche Art geräuchert, eben so wohl schmecken würde, nur müßte man aber einen Zusatz von Salz geben, weil ihr Fleisch zähe ist.

Fünftes Kapitel.

Von dem Nutzen der Enten in der Arzney.

Cato rühmet sich bey dem Plutarch, wie er sich und die Seinigen blos mit Entenfleisch ernähret und gesund erhalten hätte.

Martial glaubet, daß dieses Fleisch allen denen gut bekomme, die vom Reissen der Glieder und der Darmgicht geplagt werden.

Auch soll man von diesem Fleisch eine helle Stimme bekommen, und die vis sparmatica sich davon vermehren.

Rahis schreibet: Die Enterleber habe die Eigenschaft, alle von der schwachen Leber entstandene Flüße zu stillen.

Das Fett davon soll die Nerven- und Flächsenschmerzen lindern.

Gedörrtes Entenblut in die Nase gehalten, soll den Blutfluß stillen, auch wider den Bauchfluß und Durchlauf gut seyn.

Das frische Entenblut ist heilsam bey allen Wunden von giftigen Thieren, und soll auch den Nieren, und Blasenstein zermalmen; ingleichen mit Wein vermischt getrunken, wenn man glaubet, etwas giftiges in einem Trunk bekommen zu haben.

Das Reissen im Leibe kann man dadurch vertreiben, wenn man eine lebendige Ente am Bauche rupfet, und sodann überlegt, die Ente wird zwar sterben, der Kranke aber genesen.

Arnoldus de villa nova sagt: daß der Entenmist, auf die Bisse giftiger Thiere heilsam aufzulegen sey.

Die Entenfedern hält D. Charles Essienne für gesünder, als jene der Gänse.

Sechstes Kapitel.

Von ausländischen Enten.

Es giebt grosse türkische Enten, weisse und bunte, mit grossen, rothen, fleischichten Augenliedern, und hohen Schnäbeln, welche fünf und dreyßig Tage brüten müssen, ehe

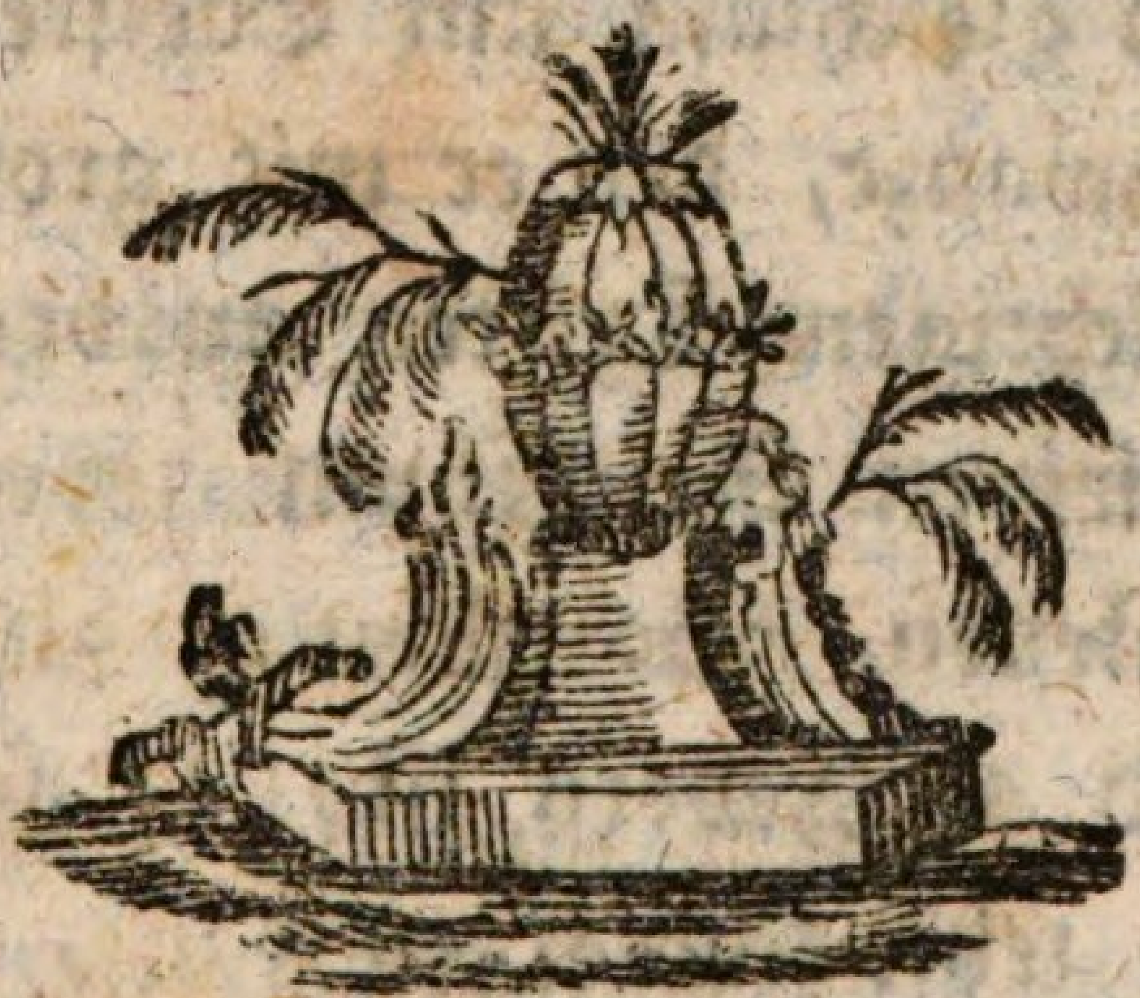
ehe ihre Eyer auskommen: da sie aber nicht gut zu speisen sind, sondern ein braunes hartes Fleisch haben, und also nur zum Staat wegen ihren guten Ansehen gehalten werden, so ist bey dem gemeinen Landmann nicht viel damit zu machen.

Eine andere vermischte Art entspringet, wenn man so einen türkischen oder Indianischen (anderer Orten Bisang) Entvogel mit unsrer gemeinen Ente zusammenbringet, und zur Legezeit im Frühling zwey Enten zu einem solchen Enter zusammen sperret. Sie legen viel Eyer und werden leicht ausgebracht. Diese Enten haben von dem Vater das Fleisch, doch nicht mehr so hart, und von der Mutter die vielen Eyer; sie legen mehr, als die andern, die man aber zum Unterlegen und bruten nicht brauchen kann, weil sie, wie alle bastardirte Thiere, unfruchtbar sind. Die Brut läßt man durch Hühner verrichten.

Wenn man diese Art haben will, so muß man keine gemeine Entvögel haben, weil sie beysammen nicht gut thun würden, sondern jede Heerde von einander absondern.

Es

Es ist noch eine Art indianischer Enten bekannt, sie sind etwas kleiner, als die vorigen, gelb, roth oder zimmetfärbig, auf dem Bauch, Kropf und Hals etwas dunkler, als auf dem Rücken, die äussern Schwingfedern der Flügel sind weiß, bis auf die erste, die schwarz ist; Füsse und Schnabel sind schwarz, die Augen röthlicht, mit einem schwarzen Ringe, der Hals hat einen schwarzen Ring. Das Weibchen ist dem Männchen fast gleich, nur in etwas kleiner und etwas lichter auf dem Rücken. Man weiß von ihrer Generation aber nichts bestimmtes, und dienen blos zum Vergnügen.



Fünfte Abtheilung.

Von den Pfauen.

Erstes Kapitel.

Von den Pfauen überhaupts.

So wie man den Schwann den König der Wasservögel betitelt, so verdient glei- chen Namen der Pfau unter den Erdvögeln. Seine schönste Zierde bestehet in seinem ge- stirnten und gleichsam mit Edelsteinen spieg- lenden Schwanze, den er mit grossem Pom- pe und prächtigen Tritten ausbreitet, um gleichsam seinen Reichthum jedermann vor Augen zu stellen. So schön er hingegen am Körper und an Federn ist, so sehr verun- stalten ihn seine schwarzen Füsse, so gehäßig macht ihn seine unfreundliche Stimme und sein beständiges Auffliegen.

In einer Gegend, wo sich Pfauen aufhalten, wird man gewiß keine Vipern und Nattern antreffen, so viel ist aus der Erfahrung gewiß und erprobet, ob aber das erbärmliche Geschreye, das sie fürchten, oder von ihnen aufgezehret zu werden, Ursache seye, will ich den Naturforschern zur Ueberlegung überlassen.

Die Alten machten besonders viel Wesens aus den Pfauen. Alexander der Grosse, berichtet Aemilian, hatte seinem Kriegsheere bey Lebensstrafe verbotten, keinen Pfau umzubringen.

In den afrikanischen Staaten sind noch immer nur die Fürsten allein berechtiget, Pfauen zu halten, wie man solches in alten und neuen Reisebeschreibungen genug lesen kann.

D. Balthasar Pisaneli meldet: das Pfauenfleisch wäre warm im zweyten, und trocken im ersten Grad.

Galenus behauptet daher: daß es ein hartes und unverdauliches Fleisch sey, und ein böses Temperament und melancholisches Geblüt mache. Allein er muß nur dieses

von den alten Pfauen verstanden haben, denn das Fleisch eines jährigen oder halbjährigen Pfaues ist eben so gut und schmackhaft, als das von einem Fasanen.

Schade, daß die Pfauen mit ihrem bösen Geschreye so viele Ungelegenheit machen; allein man könnte dessen doch bald gewohnen, hört man doch in jeder Wirthschaft ohnehin immer das Pippen der indianischen Hühner, das tägliche und nächtliche Krähen der Hahnen, das Geschnader der Gänse und Enten, das Grunzen der Schweine, das Blecken der Schaafe und des andern Viehes. Zudem ist auch der Pfau ein wachbarer Hüter, der alles mit seiner Stimme gleich verräth, was er immer fremdes siehet, höret und bemerket.

Man bürdet den Pfauen zur Last auf, daß sie die Dächer und Gärten mit ihren Auf- und Einfliegen sehr beschädigten. Allein dieser Schaden, den die Tauben eben auch verursachen, hat wenig auf sich, man decke nur das Dach recht und dichte. Zudem, wo hohe, grosse Bäume im Hofe oder in der Gegend herum sind, da fliegen sie gewiß

eher

eher auf die Bäume, als auf die Dächer. Und von den Gärten kann man sie mit Klappern und aufgesteckten Lumpen vertreiben.

Zu einem halb Dutzend Weiber stellet man zween Hähne, nicht deswegen, als obs einer nicht genug versehe, sondern daß man, wenn einer gähling verlohren gienge, gleich einen andern an dessen Stelle habe.

Ein Pfau, wenn er einen tauglichen Ort hat, und gut gewartet wird, lebt drey bis vier und zwanzig Jahre. Die Pfauinnen aber werden nicht so alt.

So man einen Pfau abschlachtet, muß man ihn köpfen, und stracks in ein kaltes Wasser werfen, das ziehet ihnen das Blut aus, und das Fleisch wird dadurch weiß und mürbe.

Zweytes Kapitel.

Von ihrem Unterschied und Brüten.

Es giebt zweyerley Arten der Pfauen, nemlich wilde und einheimische. Erstere kommen dem Geschlecht der Fasanen näher, und sind bey uns fast unbekannt, wir wollen also nur von unsern einheimischen allein reden.

Die Pfauen werden älter, als alles übrige Geflügel, deswegen sagt Herr von Seres, tritt ein Hahn vor drey Jahren selten, und eine Henne lege auch nicht eher, es müste nur durch eine besondere gute Wart- und Verpflegung ihre Fruchtbarkeit befördert werden.

Ihre Legzeit fängt an meistens um das Ende des Aprils und zu Anfang des Mayes herum, und legen selten mehr, als fünf oder sechs Eyer. In Zeit von vier Wochen kommen die Jungen aus den Eyern heraus.

Das ärgste bey ihrer Brutzeit ist die Ungedult der Pfauin, wenn alle Jungen nicht zugleich ausschlieffen, und noch einige in den Eyern zurückbleiben, denn diese verläßt sie, und brütet sie nicht mehr aus. Man muß also diese Eyer einer andern Bruthenne unterlegen, oder auf die schon bey den gemeinen Hühnern erwähnte Kunst auszubrüten trachten.

In vier Wochen lernen sie mit ihrer Mutter auf den Sitzstangen übernachten, denn die Pfauen sind nicht gerne auf den Boden. Es versteht sich von sich selbst, daß ihre Sitzstangen von der Erde erhoben seyn müssen. Ihr erstes Futter bestehet in Gerstenmehlbrey, darunter Schnittlauch genommen wird. Zur Abwechslung giebt man ihnen zuweilen klein gehackte Eyer, Ameiseneyer und Tolfen.

Wenn man einer gemeinen Henne Pfaueneyer und ihre eigenen zugleich unterlegen will, so giebt man ihr fünf Pfaueneyer um zehn Täge eher, dann legt man erst ihre eigenen dazu, damit sie alle zugleich ausfallen.

Einer indianischen Henne kann man ganz wohl zwölf Pfaueneyer unterlegen.

Drittes Kapitel.

Von ihren Krankheiten und ihrem Nutzen in der Arzney.

Wenn die jungen Pfauen krank werden, und man die eigentliche Ursache davon nicht weiß, so giebt man ihnen Heuschrecken zu fressen, denen man aber vorher die Füsse abreissen muß. Mehlwürmer, Spinnen und Fliegen leisten die nemliche Dienste.

Wenn die Pfauen legen, so pflegen sie gemeiniglich ganz blöde zu werden. Ihre Kur ist dann, daß man im Wasser geschwellten Weizen, Habern oder geröstete Bohnen zum Futter gebe.

Die Milch ist ihnen durchaus schädlich und Gift.

Die übrigen Krankheiten haben sie mit den Hühnern gemein, folglich muß man auch die nemlichen Hülfsmittel anwenden.

Die Brühe, worinnen das Pfauenfleisch gesotten worden, soll nach der Lehre des Simon Sethi denen wohl bekommen, die Seitenstechen haben.

Die Galle soll nach Dioscorides Meinung für flüssige und dunkle Augen gut seyn.

Die Beine zu Aschen gebrannt, mit Eßig abgerieben und angestrichen, soll die Zintrachen und Flecken vertreiben.

Nicht minder soll der Pfauenkoth die podagrischen Schmerzen lindern, und denen mit der fallenden Sucht behafteten grosse Hülfe verschaffen, wenn sie Pfauenkoth mit Wein vermischt geniessen.

Vorzüglich dienet es bey fraischigen Zuständen, mit Wein angemacht, wenn die Person nach diesem bösen Zufall solches einnimmt und im Bett darauf wohl schwitzet, man gebraucht es in einem Tag dreymal, und die Präparation ist diese. Man nimmt

eine Handvoll Pfauenkoth und reibet es mit gehöriger Portion Wein ab, und macht davon drey Theile zum erwehnten Gebrauch.

Das Fett mit Rautensaft und Honig vermischt, soll die Feuchtigkeiten kuriren, so von der Colica herkommen.

Ihr Fleisch wird von den Herren Medikern in der Hektik angerühmt.

Der Rauch von den Federn soll die Nachgeburt befördern, ingleichen für rothe und triefende Augen sehr gesund seyn.

Sechste Abtheilung.

Von den Tauben.

Erstes Kapitel.

Die Beschreibung der Tauben aus der Naturgeschichte.

§. 1.

Selten verlassen uns diejenigen Neigungen, denen wir unsere Kindheit geschenket haben. Bey zunehmenden Jahren legen sie nur mit uns zugleich das kindische Wesen ab. Und da zuvor das Ergötzliche allein ihr Vorwurf gewesen ist, so befiehlt ihnen der reifende Verstand mit dem Ergötzlichen das nützliche zugleich zu verbinden. Die Androserin des Terenz eignet den griechischen Jünglingen die Liebe zu Jagdhunden

und Pferden besonders zu. Und ich besorge eben so wenig meine Landsleute zu beleidigen, wenn ich sage, daß der größte Theil von ihnen in der Jugend ein vorzügliches Vergnügen an einem eingewohnten Fluge gleichfarbig gepaarter Tauben zu finden pflegen. Es ist in dieser Neigung nichts strafbares, besonders wenn sie gemäßiget ist. Diese Betrachtungen haben mich verleitet, die mir freigelassenen Stunden der Naturgeschichte der Taube ökonomisch zu widmen.

§. 2.

Der Name einer Taube hat mit den Benennungen der meisten Vögel wohl gleichen Ursprung. Ich will sagen, mir scheinet dieses Wort zu einer Nachahmung der Stimme, sonderlich der kläglichen, mit welcher sie einander locken, gemacht zu seyn. In weitem Verstande begreift es nicht nur alle Arten derselben, sondern auch beyde Geschlechter, das männliche sowohl, als das weibliche unter sich. Im engen Verstande aber zeigt es das weibliche allein an. Jedoch da man niemals gerne mißverstanden seyn will, so bedienet man sich lieber vom

weiblichen Geschlechte des Worts Täubin: und wenn man vom männlichen redet, des Ausdrucks Taubert, Tauber, Tauberich.

§. 3.

Was aber eigentlich eine Taube sey, und wie sie von andern Vögeln unterschieden werde, ist bekannter, als daß ich nöthig hätte, solches ängstlich zu beschreiben. Und würde ich wohl dadurch eine Taube auf dem ersten Anblick kennbar machen, wenn ich sagte: Eine Taube sey eine Art Erdvögel von gleichen oder wenig gebogenen Schnabel und Klauen, mittlerer Größe, welche das kukukähnliche Gebäude ihres Leibes, ihre kurzen und meistentheils rothen Füße, ihre langen Flügel und daher rührender geschwinder Flug, ihre seufzende Stimme, ihr öfteres Blinken mit beyden Augenliedern, ihre Geselligkeit, ihre Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in den Farben, ihr schwarzes Fleisch, ihre Gewohnheit, sich zu schnäbeln, jedesmal nur zwey Eyer, aber desto öfters zu legen, und solche in gewissen Abwechslungen beyderseits zu bebrüten und endlich ihre eigene Art, mit eingetauchtem Schnabel zu trinken, ganz leicht unterscheide.

§. 4.

§. 4.

Noch kenntlicher aber wird sie eine genaue Betrachtung ihres Gebäudes machen. Solche zu erleichtern, werde ich erstlich die äusserlich sichtbaren Theile desselben, und sodann die innern, jedoch mit dieser Mäßigung in Erwegung ziehen, daß ich die, so nichts besonders haben, unberührt lassen dürfe.

Der Schnabel besteht aus zween hornartigen Laden, die meistens nach Beschaffenheit der Farbe des vördern Kopf bald weiß, bald schwarz, bald blaulichbraun aussehen. Er ist, ganz betrachtet, gar nicht, wenigstens nur die obere Lade, etwas vorne gebogen. In verschiedenen Arten der Tauben, auch in seiner Länge verschieden. Doch bleibet er dieß ungeachtet allemal kurz. In der obern Lade sitzen die beyden Nasenlöcher, welche, um die Empfindung des Geruchs stärker zu machen, von einer dicken, doch weichen Haut, von eben so ungewisser Farbe, als der Schnabel selbst ist, umgeben und zum Theil überdeckt sind. Die unterste Lade ist, wie in allen Vögeln, einem gleichschenklichten Dreyeck ohne Grundlinie nicht unähn-

unähnlich, und der Raum zwischen inne mit Fleisch von aussenher verschlossen, um den Eingang und Einfluß der Nahrungsmittel nicht zu widerstehen. Und gewiß, der Schnabel ist den Tauben und allen Vögeln überhaupt noch nöthiger und brauchbarer, als uns Menschen der Mund. Sie bedienen sich dessen nicht nur, ihren Unterhalt zu suchen und aufzulesen, und zur Versicherung ihrer ehelichen Treue, sondern auch anstatt der Hände, wenn sie ihr Nest bauen und ihre Jungen füttern; anstatt eines Kamms, wenn sie ihre verworrenen und verletzten Federn in Ordnung bringen, und sich von den auf sie gelaufenen Ungeziefer reinigen; und endlich auch anstatt der Waffen, sich zu vertheidigen, oder ungerechte Gesellen selbst anzufallen.

Der Kopf ist rund genug, und im Gegenmase des Leibes ausserordentlich klein, vielleicht um in dem Fluge desto weniger Widerstand von der Luft zu finden, und dem nachfolgenden Leibe den Durchbruch noch mehr zu erleichtern. Er hänget vorwärts und ist bald glatt, wie in den wilden Arten und Feldtauben (Feldflüchtern), bald mit

einer Querhaube und Schnepfe über den Schnabel zugleich, wie an vielen Arten der Trommeltauben, versehen.

Sehr tief in demselben liegen die Augen, welche ganz rund, platt und nicht so erhaben, als die Augen der vierfüßigen Thiere sind. Die Farbe der Augen ist beynahe eben so verschieden, als die Federn sind. Doch sind blaufarbene, schwarze, braune und graue die gemeinsten. Sie zu verwahren, ist die Natur nicht sorglos gewesen. Nicht genug, daß sie Augenlieder haben, welche aus einer Haut gebildet und anstatt der Haare mit häutigen Erhöhungen versehen sind. Unter den Augenliedern schwebet noch ein anderes, sehr dünnes Häutchen, mit welchen sie die Augenlieder bedecken können, ohne nöthig zu haben, die Augenlieder zu verschliessen. Und was das sonderbarste ist, man saget, daß sie durch selbiges im Nothfall noch so gut genug sehen können. Da auch die Federn, wenn sie den Augen allzunahe stünden, den Richtungen derselben von allen Seiten begegnen, und dadurch ihre Gesichte hindern würden, so ist das Auge mit einem kahlen, häutigen Bogen ringsherum umgeben.

ben. Eben so beschaffen sind die Gehörgänge, wiewol sie noch ein wenig bedeckter mit Federn sind.

Bey dem Halse aber will man überhaupt angemerkt haben, daß er bey den Vögeln mit den Füssen in einem genauen Verhältnisse der Länge und Kürze stünde. Doch ist diese Anmerkung nicht so allgemein. Auch kurzfüssige Vögel haben lange, und hochbeinigte haben kurze Hälse, wenigstens leidet sie bey den Tauben einen Abfall, wenn man genau mässen will. Ja, man sagt sogar, und dieß mit einigem Grunde, daß die Tauber kürzere Hälse, aber höhere Beine, als die Taubinnen führen sollen. Die Farbe des Halses läßt sich zwar nicht bestimmen, doch hat die Natur gemeiniglich an demselben, auch an der Brust, die bequemern Fluges halber allemal spitzrund gewölbet ist, ihre prächtigen Lustspiele in einer artigst glänzenden Vermengung grüner, blauer, purpurfarbner und anderer Federn anzubringen gesorget.

Der Leib hat vor andern Vögeln wenig besonders, ausser, daß er den Körper eines Kukuks (Cuculus) ziemlich gleichet, und an demselben die hohen oder dunkeln Farben der

Federn einen starken Abfall in blässere oder leichtere leiden. Auch der Rücken hat nichts besonders, ob er gleich, wenn er allein von anderer Farbe, als die übrigen Theile des Leibes ist, den Namen Schildtauben, sich zuzuziehen pfleget. Der Börzel aber ist ein den Vögeln eigener Theil, und keinem andern Thiere gemein. Er ist fast wie ein Schifsschnabel gestaltet, vertritt aber, nebst dem Schwanze die Stelle eines Steuerruders. Er ist daher auch beweglich. In demselben liegen zwo hohle Drüsen, in welchen ein dicker, gelblichweißer, fetter und klebricher Saft zubereitet und geläutert wird. Auf demselben sitzet das sogenannte Löchel in Gestalt einer Zitze: es ist von den kläresten Federn ringsum abgesondert und befördert die Ausführung des in untenliegenden Drüsen zu bereiteten Saftes. Dieser zähe Saft dienet noch zur Zeit, nach der gemeinsten Meinung, den Vögeln darzu, mit solchen ihre Federn, wenn sie naß und schlaff geworden, wiederum zu leimen, fettig und stehend zu machen. So oft sich also eine Taube gebadet hat, oder durch den Regen naß geworden ist, oder ihre Federn sonst in Unordnung gerathen sind, suchet sie selbige zuförderst in rich-

tige

tige Lage zu bringen, hierauf wendet sie sich mit dem Schnabel zu gesagtem Löchel, und druckt solches von unten hinauf so lange, bis der innstehende Saft herausfließet, und sie solchen mit dem Schnabel auffassen kann. Sodann führet und streicht sie diesen Saft mit dem Schnabel von hinten hervor an die schlaffen Kiele und Federn, und leimet ihre zackigten Fäden damit aneinander. Und da dieser Saft sehr fett, und fast ölig ist: alles Fett und Oel aber das Wasser von sich stosset, so sehen wir zugleich die Ursache, warum der Regen so selten vermögend ist, die Vögel niederzuschlagen, und warum die Wasservögel mitten im Wasser trocken bleiben. Doch eben itzo fällt mir ein, daß die Federn an und für sich selbst schon ein Oel bey sich führen, so zu dieser Wirkung weit zulänglicher ist, als der wenige Schleim aus den Börzeldrüsen. Ich halte es daher vielmehr mit dem berühmten Herrn von Reaumur, welcher diesen Schleim für eine Unreinigkeit hält, so der Gesundheit, wenn sie sich verstopfte, höchst schädlich wäre, daher auch der Vogel solche mit dem Schnabel ausdrückte, um sich des brennenden Juckens zu entledigen. Um aber den Geschmack von der Zunge los

zu werden, kann es wohl seyn, daß der Vogel den Schnabel an den Federn abwischt. Ueberhaupt beweiset der Herr von Reaumur seine Meynung, daß dieser Schleim die Steife der Federn nicht ausmache, damit, daß die Federn einer gewissen Art Hühne, so keinen Börzel und diese Drüsen nicht haben, dennoch eben so steif wären, als an den andern. Er vergleicht daher diese ölichte Feuchtigkeit gewissenmaßen mit dem Ohrenschmalze. S. Reaumurs Kunst, das Federvieh auszubrüten ꝛc. S. 146.

In dem Börzel sitzet der Schwanz. Er bestehet meistentheils aus zwölf Kielen, die von ungewisser Farbe sind, und in den meisten Arten der Tauben breit und niederwärts fallen. Nur die Pfautauben tragen ihn hohl ausgebreitet, nach Art der Hühner, stets über sich erhaben. Er ist beweglich: doch hat er seine Richtungen größtentheils dem Börzel zu danken, nebst welchem er den Flug gerade zu aufwärts und niederwärts lenket. Und dieses bestättiget nicht nur der schwere und unregelmäßige Flug der Tauben, so durch Zufall um den Schwanz gekommen, sondern auch der krumme und wider-

willige Flug des meisten Ungeziefers, so Flügel und keinen Schwanz hat.

Doch ich gehe weiter, und komme auf die Gliedmaßen der Tauben. Ihre Flügel sind von besonderer Länge, und reichen gemeiniglich, besonders bey den wilden Gattungen, noch über dem Schwanz hinaus. Sie sind mit den stärkesten Muskeln der Brust verbunden, und mit den stärksten Federn versehen, weil auf ihrer Kraft und Fertigkeit in der Bewegung die ganze Last des Körpers liegt, und die Schnelligkeit des Fluges beruhet. Und, da die verschiedenen Richtungen des Fluges von dem freyen Schwunge der Flügel abhangen, so überdecken die Schulterblätter die Pfanne nicht, in welcher sie an den Schlüsselbeinen so fest gebunden liegen, daß die Kugeln nicht leicht ausspringen, wenn man auch eine Taube bey den Fittichen in die Höhe ziehet.

Daß sie nur zwey Beine haben, ist ihnen mit allen Vögeln gemein. Auch dieses ist nichts besonders, daß sie, eigentlich zu reden, nicht auf den Fußblättern, sondern nur auf den Zehen und Ballen allein gehen. Und obgleich vielleicht nicht alle meine Leser

hiervon anfänglich überzeugt seyn möchten, so hat doch die Sache selbst ihre gute Richtigkeit. Die Beine der Vögel bestehen, wenn man sie genau betrachtet, ebenfalls nur aus dreyen Haupttheilen. Aus dem Oberschenkel, der mit dem obern Haupte in der Pfanne des Hüftbeins liegt, und mit dem meisten Fleische versehen ist: Aus dem Schienbeine, so mit seinem obern und des Oberschenkels unterm Haupte das Knie, vermittelst eines darzwischen liegenden Knorpels, ausmacht, und mit etwas wenigerm, doch zu einer Wade für eine Taube hinreichendem Fleische und Sennen besetzt ist. Denn daß wir hier oben und nicht tiefer bey den Vögeln das Knie zu suchen haben, lehrt uns die vorwärts natürliche, und rückwärts unnatürliche Bewegung dieser Knochen. Wobey ich aber dieses anzumerken nöthig finde, daß das Knie der Tauben mit keiner Scheibe aus dieser Ursache versehen sey. Weil sie nicht mit gestrecktem, sondern stets gebogenem Knie einher zu gehen bestimmt sind. Den dritten Theil macht endlich der Fuß aus. Dieser fängt sich mit der Hacke oder Verse bey dem untern Kopf des Schienbeins

an

an (denn von Knöcheln findet man wenig Spuren), und erreicht durch den hohlen und hohen Fuß den Ballen und die Zehen seiner Ergänzung. Mir wenigstens scheinet dieses alles natürlich. Denn daß am angegebenem Orte die Hacke befindlich sey, bemerket man gnüglich an der mehr rückwärts, als vorwärts natürlichen Beugung, an dem sichtbaren Absatze, an dem mit gar keinem, oder doch sehr wenigem Fleische überlegten hohen und hohlen Fuße, an dem Ballen und den bey demselben anfangenden Zehen. Ich werde also so leichte nicht verleitet werden, zu glauben, daß die Tauben, und überhaupt alle Vögel auf den Füssen giengen. Ich erkenne vielmehr dererjenigen Vorgeben für irrig, die den Vögeln ein umgekehrtes Knie, und doppelte Oberschenkel andichten.

Die Länge der Beine belangend, beziehe ich mich auf meine bey des Halsesmasse gemachte Anmerkung. Wegen ihrer äusserlichen Beschaffenheit aber muß ich noch erinnern, daß der Oberschenkel und das Schienbein allemal mit Federn besetzt, der Fuß aber meistentheils nackend, roth und schäbig oder schuppig sind. Doch haben die Trommel-

tauben und andere edle Arten auch die Füsse und die Obertheile der Zehen mit ziemlich langen Federn bedeckt, und daher den Namen der Bärlatschigen erhalten. Ja, noch mehr, man rechnet solches unter ihre Schönheiten. Noch etwas aber von den Zehen besonders zu gedenken, so ist bekannt, daß sie deren dreye vornen, und eine hinten über den Ballen haben, um sich theils auf den Zweigen der Bäume, wenn es wilde sind, fester anzuhalten, theils auf der Erde sicherer und geschwinder gehen zu können. Unter den dreyen vordern ist die mittelste die längste, und bestehet aus vier Gelenken. Die andern beyden sind von fast gleicher Länge, doch ist allemal die äussere an jedem Fusse aus fünf Gelenken zusammengesetzt, und daher auch beweglicher, als die innere Zehe, so nur vier Gelenke hat. Die hintere, über dem Ballen sitzende Zehe, der Daum, ist der kürzeste, und hat nur zwey Gelenke. Darinnen aber sind sie einander alle gleich, daß sie mit ein wenig krumm gebogenen Klauen verstärkt worden, welche nach gutem Verhältnisse von gerechter Länge und meistentheils von schwarzer Farbe sind.

Fast

Fast eben so schwarz ist auch das Fleisch der Tauben, wenigstens gegen Hühnerfleisch gehalten. Bey aller Schwärze doch schmackhaft genug, besonders an jungen Tauben. Solche rühret aber meines Erachtens hauptsächlich von dem dicken und eben so schwarzen Blute her, welches allen Arten der Tauben eigen ist.

Was endlich die Federn anlanget, so haben sie in der Mannigfaltigkeit der Farben, und der oft regelmäßigsten Vermischung derselben, ob sie gleich die Federn selbst mit allen Vögeln gemein haben, doch sehr vieles voraus. Wenigstens weiß ich kein Gefieder, daß so verschieden und so schön gezeichnet ist, als die Tauben. Zeichnungen von der Art, geben ihnen auch verschiedene Namen, als Rothschwänze, Mohrenköpfe, Blauköpfe, Storchtauben, Blauflügel, Rothflügel, Schildtauben, und dergleichen unzähliche Titel. Am meisten aber werden die fahlen mit weissen Stirnen geachtet, und die Weissen mit rothen oder blauen Brüsten und Hälsen.

Woher aber diese Mannigfaltigkeit und oft regelmäßigste Vermischung der Farben

entstehen möge, ist eben so schwer zu entscheiden, als woher die vielen Farben in den Tulipanen entstehen. Denn in der That sind die Federn nichts anders, als Pflanzen, so auf den Vögeln wachsen. Sie gehören zum Zwiebelreiche, und wie eine Blumenzwiebel, in Ansehung des Bodens, worinnen sie wächset, in den Farben oft ändert, so ist meines Erachtens hauptsächlich der Zustand des Geblütes, und des Blutes und der Säfte Veränderung an den Farben der Federn und derselben Veränderung Schuld. Doch dieses ist eine Sache, die der genauesten Untersuchung würdig wäre.

§. 5.

Ich wende mich daher nunmehr zu den innern Theilen der Tauben. Und der Sache gleich anfangs ein großes Ansehen zu geben, so erinnere ich, daß sie gar keinen Zapfen haben und in dem eigentlichsten Verstande zu reden, im Kopfe verrückt sind, wenn man ihr Gehirn nach dem Gehirn des Menschen betrachtet. Der aschenfärbige Theil liegt hinten, das Hirnmark aber und die Hirnkammern liegen vornen, und wo

sonst

sonst die Hirnschwiele befindlich ist, stehen die Füsse des verlängten Hirnmarks. Ob aber diese verkehrte Lage des Gehirns den Tauben alle Ueberlegung und die daher entspringende Freyheit ihrer Handlungen entziehen sollte, werde ich mich so lange nicht bereden können, als ich in solchen einen Schein des Verstandes erblicke.

Und wenn auch ihr Gehirn nicht so vollkommen gebaut ist, so kann sie desto mehr ihr guter Magen trösten: — zwar ich irre mich: — Mägen sollte ich schreiben. Denn sie haben deren zween. Den Kropf und den in engem Verstande sogenannten Magen. Der Kropf oder Schluckmagen bestehet aus einer sich dehnenden und zusammenziehenden Haut; und sitzet gerade unter dem Halse. Er hat zween Schlünde, so aus zirkelförmigen und lang auslaufenden Fäserchen gebauet, und dadurch im Stande sind, einzuschlucken, und wieder von sich zu geben. Der vordere gehet an der Gurgel zur rechten Seite herab, und dienet zum Eingange des Futters: der hintere aber gehet in den eigentlichen Magen, und führet in solchen die zur Gährung vorbereiteten Körner über.

Es

Es dienet also der Kropf theils zu einem Futterbehältnisse sowohl für die Alten, als Jungen, welche sie aus dem Kropfe füttern; theils auch darzu, daß die darinnen vorhandenen harten Körner durch das getrunkene Wasser aufquellen, erweichen, und durch die innerliche Hitze des Kropfes zu gähren anfangen. Und so lange ungefähr behalten die Tauben die Körner im Kropfe: wenn solche aber den gehörigen Grad der Gährung erlangt haben, so gehet durch den hintersten Schlund Korn für Korn in den andern Magen über.

Dieser, und zwar der eigentliche Magen bestehet aus vier nebeneinander liegenden, sehr starken Muskeln, welche innwendig noch mit zwoen dicken schwüligen Häuten überlegt sind. In diesem Magen werden die im Gähren begriffene Speisen durch das Zusammenreiben der Muskeln, durch den im Magen befindlichen zernagenden Saft, durch dessen Hitze und durch die zunehmende Gährung selbst, nicht nur von ihren Hülsen gelöset, sondern auch völlig zermalmet und endlich verdauet. Da aber die Tauben keine sägartigen, oder so scharfe Schnäbel haben,

daß

daß sie die Speisen zerkauen, oder die Körner enthülsen könnten, so schlucken sie, wenn sie können, eine gemäßigte Menge kleiner Kieselsteine in dem muskelichen Magen, damit durch derselben Zusammenstossen und Quetschen die Körner desto leichter zerrieben werden mögen. Und wie grosse Beyhülfe die eingeschluckten Steine dem Magen leisten, erkennt man dadurch, daß diese Steine selbst durch das stete Reiben und durch die Hitze und Schärfe des Magens endlich gar aufgelöset werden. Ja gewiß schon aus dem Einschlucken dieser Steine könnte man ziemlich erweisen, daß die Tauben einigen Verstand besitzen müssen; noch mehr aber aus dieser Bemerkung: daß sie alle Steinchen, so sie auflesen, erstlich untersuchen, ob sie auch einige scharfe Ecken haben, und im Fall sie solche nicht fühlen, sondern finden, daß sie stumpf sind, sie wieder fallen lassen, oder, um nicht noch einmal betrogen zu werden, vielmehr zur Seite wegschleudern.

In der Lunge haben die Tauben vor andern Vögeln nichts besonders; die Nieren aber mit ihnen gemein, ungeachtet ihnen solche Aristoteles absaget. Sie sind noch sicht-

bar genug und rund, und führen den abgesonderten Urin durch einen Durchgang in den Mastdarm hinab. Denn da alle Vögel, wie bekannt ist, keine Harnblase haben, so wird derselben Harn in dem Mastdarme mit dem andern Unrathe vermischt, und in der Folge zugleich ausgeworfen. Hieraus kann man abnehmen, auf was für Gründe derer Meynung beruhe, welche glauben, daß alle Vögel aus der Ursache ein so weiches Fleisch hätten, weil die molkichten Feuchtigkeiten nicht in die Blase gesammlet, sondern in dem Leibe hin und her zertheilet würden. Voigts Zeitvert. S. 165.

Noch allgemeiner ist der Grundsatz, daß die Tauben keine Galle hätten. Es ist wahr, wir finden keine Gallenblase: allein ist denn die ganze Galle in der Blase eingeschlossen? Und haben wir nicht die Leber? Diese würde unnütze werden, wenn sie keine Galle von dem Geblüte absondern sollte, daß sie aber ihr bestimmtes Amt allerdings verrichte, bezeuget der merkliche Busen in der Leber, wo die Gallenblase liegen sollte, und die Gallengänge, so allemal angefüllet sind. Und bey den Tauben finden wir

sonderlich den Gallengang anzumerken, welcher sich in dem Zwölffingerdarm durch einen grünen, obwohl nicht bittern Saft ergiesset, und nach den Umständen wieder in die Leber zurückgehet. Und noch mehr, es ist bekannt, daß die Zubereitung des Chyls schlechterdings von dem Zuflusse des pankreatischen Safts und der Galle in dem Zwölffingerdarm mit anhange. Wie könnten also die Tauben Blut haben, zunehmen und leben, wenn sie keine Galle hätten.

Gleich unter der Leber, oben an dem Rücken, liegen die Hoden, welche gegen Anfang des Frühlings von dem vielen eingeschlossenen Saamen aufschwellen, und zur Wollust reitzen. Ueberdieß ist bey den Täubinnen der Eyerstock noch merkwürdig. Es liegen an solchen die Eyer je zwey und zwey, so, daß derselben ordentlich nicht mehr, als zwey von dem einspritzenden Saamen losgestossen, befruchtet und von der Täubin gelegt werden können. Die Geburtsglieder belangend, so liegen solche, wie bey allem Federviehe, tief in den Leib eingeschlossen, und in Betrachtung der Begattung umgekehrt. Dieses möchte etwann das haupt-

säch-

sächlichste von ihrem Gebäude gesagt seyn: bisweilen leidet solches eine Veränderung, and daher entspringen die verschiedenen Arten der Tauben.

Zweytes Kapitel.

Von den Abtheilungen der Tauben.

§. 1.

Ueberhaupt theilet man die Tauben in zahme und wilde ein. Diese sind ungefehr diejenigen, so, ohne einen Herrn zu haben, in Wäldern und Gebirgen oder Klüften herumschweifen und herbergen. Jene aber, die zahmen Tauben, gewöhnen sich gar leicht, und in kurzer Zeit, mit ihrem Herrn in einem Hause, wenigstens in einem Hofe zu wohnen, ohne sich auf einem Baume, oder in den Wäldern niederzulassen. Wir finden aber sowohl von den wilden, als den zahmen Tauben verschiedene Gattungen. Einige erkennen mit uns ein Vaterland, andere aber sind Fremdlinge, welche aber nun-

mehro

mehro beynahe das Recht der Ingebohrenschaft, wenn ich so reden darf, erhalten haben. Ich glaube daher, gar füglich beyde Gattungen in einheimische und ausländische abtheilen zu können. Und dieser Abtheilung zufolge, werde ich zuerst von den Zahmen, sowohl einheimischen, als ausländischen, und sodann in gleicher Ordnung von den Wilden handeln.

§. 2.

Von den inländischen zahmen Tauben finde ich zwo Arten, Feld, (Flüchter) und Haustauben. Unter den Feldtauben verstehe ich diejenigen, so aus ihren Wohnungen auf die entferntesten Aecker auszufliegen, daselbst ihr Futter zu suchen und wiederzukommen pflegen. Sie sind, wo ich nicht irre, unter den zahmen Tauben die kleinsten, haben einen glatten Kopf ohne Haube, in demselben meistens braune oder dunkelgraue Augen, nackende Schenkel, und sind von verschiedenen Farben. Doch sind die wildblauen, schwarzblauen und rothen die gewöhnlichsten. Die Haustauben hingegen pflegen für sich allein nicht auf die Aecker

auszufliegen, sondern wollen in ihrem Schlage, oder doch in dem Hofe gefüttert seyn. Indessen leisten sie doch öfters den Feldtauben bey sparsamen Futter Gesellschaft, und gewöhnen sich endlich den Feldflug wohl gar an. Ihre andern Kennzeichen bestehen darinn, daß sie etwas grösser, als die Feldtauben, meistens ganz weiß, oder doch einen guten Theil von solcher Farbe, mit einer Haube auf dem Kopfe versehen und ihre Füsse etwas mit Federn bedeckt sind. Da sich aber beyde Arten mit einander in der Freiheit zu vermischen pflegen, so geschieht es, daß man unter den Feldflüchtern Tauben antrift, so von den Haustauben etwas von der weissen Farbe, ihre Haube oder rauhen Füsse empfangen haben, unter den Haustauben hingegen solche, die einen ungehaupten Kopf und blosse Füsse haben.

§. 3.

Von ausländischen zahmen Tauben giebt Herr Cyprian in seinem Comment. ad Franzii hist. anim. sac. ein ansehnliches Verzeichniß. Welches ich zum Theil mit hier, wie dieses brauchbare Buch überhaupt,

zu

zu Nutzen mache. Solchemnach finden wir unter solchen

I. Die Cyprischen. Sie haben einen kurzen Schnabel, perlenfarbige Augen, eine weiße Stirne und Querhaube. Sonst sind sie von verschiedenen Farben, und von etwas mehr, als gemeiner Grösse, bald barfüssig, bald rauhfüssig. Es gehören daher unter diese Classe nach meinem Vermuthen die Schwarzen mit weissen Köpfen, und dergleichen Streiffen über die Flügel. Wobey ich zugleich erinnern muß, daß diese Streiffen bis zum ersten Ausfallen der Federn nicht weiß, sondern roth sind, zum Beweiß, daß die Farben der Federn von dem Blute und dessen Veränderungen abhangen. Ferner kann man dahin rechnen die Ziegelrothen mit weissen Stirnen, die blauen mit weissen Stirnen, und besonders die oben so bezeichneten beliebten Falben.

II. Die Kretischen oder Indianischen, s. den Willugby S. 132. Andere halten solche auch für die zweyte Gattung der Cyprischen. Sie haben auch beynahe mit ihnen einerley Grösse und in solcher oftmals

noch etwas voraus, allein keine Haube, sondern einen ebenen Wirbel, und den allerkürzesten, dabey aber doch dicken Schnabel. Ihre Unterscheidungszeichen sind die Brustfedern, welche insgesamt rückwärts gebogen sind. Ihre Farben sind ebenfalls verschieden.

III. Am gemeinsten, und zum Theil beliebtesten sind unter allen ausländischen zahmen Arten die Trommeltauben. Ihr Vaterland ist streitig. Einige geben Rußland, andere Engelland oder Italien dafür an. Ihren Namen haben sie von ihrer Stimme, weil sie bey dem ersten Anblick des Tages auf eine Art, als wenn eine Trommel gerührt würde, laut werden. Andere thun zwar ein gleiches, sie kommen ihnen aber in der Stärke des Schalles, und in der Kraft, solchen lange zu befolgen, nicht bey. Sie sind noch etwas grösser, als gemeine Haustauben: haben einen stärkern Kopf, welcher mit einer Haube oder Krone auf der Stirne versehen ist. Ihr Schnabel ist kurz und dicke, und oft mit einer sogenannten Schnepfe oder aufwärts vorgebogen stehenden Busche klarer Federn fast überdecket. Dieses

ist

ist eine Schönheit, und giebt ihnen den Namen doppeltschnepfiger Tauben. Ihre Füsse sind über und über mit Federn bedeckt, so daß sie oft kaum dafür gehen können. Sie sind nicht allein sehr schwerfällig, sondern pflegen auch leicht überausfett zu werden. Sie sind daher nicht vermögend weit, noch weniger so flüchtig, als eine Feldtaube, zu fliegen. Von Farbe sind sie verschieden, gemeiniglich weiß und schwarz gemenget, selten ganz weiß oder ganz schwarz. Man hält sie für die fruchtbarsten. Sie hecken alle Monate. Mir scheinet dieses aber bey vielem Futter nicht wunderbar. Sie pflegen immer Eyer und Junge bey einander zu haben, und werden daher Mondentauben genennt.

IV. Die Kropftauben sind nicht minder bekannt und beliebt. Sie sind sogleich an den besonders weiten Kröpfen, von welchen sie auch den Namen führen, kenntlich, indem selbige von der eingezogenen Luft oft noch grösser, als der ganze Körper ist, werden. Ja, man ist bisweilen kaum vermögend, daß Haupt für den Kropf zu sehen. Sie sind wenigstens eben so schwerfällig, als

die Trommeltauben: doch fruchtbar genug. Ihr wahres Vaterland ist noch unbewußt: ihre Farben aber sind sehr verschieden. Von ihnen stammet

V. eine andere Art Tauben ab, so man Ritter nennet: solche sind die Jungen, so von einer Kropftaube und von einer türkischen fallen, und von beyden Alten etwas angenommen haben: den schwammichten Schnabel und den grossen Kropf. Man hält diese für die allerfruchtbarsten, und glaubet, daß sie nicht leicht von dem einmal angewohnten Taubenhause wegziehen.

VI. Pfautauben gehören ebenfalls zu den ausländischen, obwohl ich nicht sagen kann, zu was für Landsleuten ich sie machen soll. Sie sind von verschiedener, doch meistens von weisser Farbe. Ihr Kopf und Schwanz macht sie besonders kenntlich. Der Kopf ist nebst dem Halse, seiner Grundsäule, in beständiger Bewegung. Der Schwanz aber bestehet nicht nur aus etlich zwanzig Kielen, sondern stehet auch, wie der Schwanz eines Pfaues oder eines Hofhuhns, hohl ausgebreitet über sich, zumal wann sie

gehen

gehen oder sitzen. Er verursachet ihnen daher auch bey nur mäßigem Winde im Fluge die größte Hinderniß, da er andern Tauben zum Steuerruder dienet. Kaum können sie sich auf den Dächern mit Gewißheit halten, oder an den verlangten Ort hinauf oder herab schwingen: geschweige, daß ich ihnen das Lob eines geschwinden Fluges beylegen könnte.

VII. Flüchtiger sind die Türkischen. Man könnte sie wegen ihres Amtes auch Briefträger nennen. Denn in der Türkey und dem ganzen Morgenlande bedienet man sich derselben, die Briefe von einem Orte zum andern zu überbringen. Es sind derselben verschiedene Arten. Die eigentlichen Posttauben beschreibet Cyprian folgendermassen: Sie wären, sagt er, den gemeinen an Grösse gleich, oder auch wohl etwas kleiner, und dunkelblauer oder schwärzlichter Farbe. Ihre habichtsähnlichen Augen, so mit einem breiten Bogen, nackender, in kleinen Beulen erhabener, kleuartiger, weißlichter Haut umgeben wären: und der schwarze, mittelmäßig lange Schnabel, welcher von einem zwiefa-

chen länglichten Streife eben dergleichen schwammichter Haut an der obern Lade bis zur Hälfte überdeckt sey, unterscheide sie ganz leicht. Eine andere Art derselben ist gleichfalls von schwärzlichter Farbe, bis auf die Augen, so minienroth, und die Füsse, so blaßroth sind; der Schnabel aber fällt in das gelblichte. Eben so zehle ich auch die Numidischen, wie sie Cyprian nennet, zu eben dieser Classe, obwohl sie einen sehr kurzen und dicken Schnabel, und fast perlenfarbene Augen haben. Das übrige haben sie mit den Türkischen gemein. Noch eine andere Art unfehlbar türkischer Tauben führet gesagter Schriftsteller unter dem Namen der Mahumetischen an, welche aber von den vorhergehenden nur durch ihre grossen schwarzen Augen unterschieden sind, wenn dieser Unterschied anders hinreichend ist, eine besondere Gattung auszumachen. Endlich beschliesset dieses Verzeichniß

VIII. Die Nordische Taube. Es übersendet uns solche Norwegen und Schweden. Sie ist über und über, ohne den geringsten Fleck, weiß, mit einer gehaupten Stirne

und

und rauhen Füssen versehen, von der Grösse einem Hofhuhn wenig ungleich, mithin unter allen Arten die größte.

§. 4.

Ich wende mich nunmehr zu den wilden Gattungen der Tauben. Wie ich schon anfänglich erinnert habe, sind einige, gleichwie die Zahmen, inländische, einige ausländische. Den ersten Platz unter den wilden Inländischen gebe ich nicht unbillig der Holztaube. Sie ist auch unter dem Namen einer Ringeltaube bekannt. Beyde Titel sind ihr ganz gemäß, denn sie ist eine grosse Liebhaberin des Gehölzes und der Waldungen, und am Halse trägt sie einen Ring. Die Benennung einer Plochtaube oder Blocktaube, scheint mir eben das zu sagen, was der Name einer Holztaube andeuten soll. Ihre Grösse und Farbe macht sie unter allen Arten der wilden Tauben sogleich kenntlich. Sie wird beynahe zwo Spannen länger seyn, als eine gemeine Taube. Und ich glaube, der Sache nicht zu viel zu thun, wenn ich sie in Ansehung der Grösse einer Kaphane an die Seite setze. In Ansehung der Farbe ist sie nicht weniger unterschieden. Ihre

Kehle und ihr Nacken pranget mit einem lichtblauen, weissen und schwärzlichen Ringel, oder vielmehr halben Cirkel, und sowohl über als unter demselben spielen in der schönsten Vermengung und reitzensten Abwechslung, auf Art des schillernden Taffents, purpur, grün, himmelblau und aschenfärbig untereinander. Der übrige Theil des Halses, nach der Brust zu, ja die obere Brust selbst, trägt er mit etwas aschfarbigem versetzt. Der Bauch aber fällt ins weißlichgraue. Die Federn der Flügel sind theils ganz schwarz, theils an den äussersten Spitzen weißlich, theils bräunlich grau. Der Schwanz ist länger, als eine Hand breit zu seyn pflegt. Dessen Federn sind im obersten Ende auf ein Drittheil ihrer Länge schwarz, unten aber gräulicht; doch fallen die Farben in dem männlichen Geschlechte weit höher, als in dem weiblichen aus. Ihr gelblichter Schnabel ist mit einer rothen Haut bis an die Nasenlöcher überzogen. Die Füsse sind nackend und roth. Die Klauen aber schwarz, und die Schenkel, bis dahin, wo die Zehen anfangen, mit Federn überwachsen. Sie hält sich den Sommer über ordentlich in Wäldern

und auf den Bäumen auf. Auch die Wälder, so nicht gar zu dunkel und etwas helle sind, müssen ihr zur Wohnung dienen. Eicheln, verschiedene Arten der Beere, und allhand Gesäme, sind ihr liebstes Futter. Sie bauet ihr Nest auf die Aeste derselben aus zusammengetragenen und wohlgelegten Ruthen und schlankem Reise. Eichen, Tannen und Kiefern lieben sie besonders. Sie leget des Jahrs zweymal, jedesmal aber ordentlich drey Eyer. Eines derselben ist gemeiniglich böse. Sie bringen also nur zwey Junge auf. Kommen ja alle drey ans Licht, so ziehen sie doch, nach des Plinius Zeugnis, nicht mehr, als zwey auf. Sie pflegen mit den zahmen Tauben in gleicher Ordnung und gleiche Zeit über den Eyern zu sitzen. Hier zu Lande bleiben sie nicht länger, als bis zu Anfange des Herbstes. Sie ziehen, den Winter einen wärmern Aufenthalt zu haben, in andere Erdstriche, und kommen im Frühjahre wieder zurücke. Vielleicht verbergen sie sich auch nur in die Höhlen der Berge. Wie Plinius will, sollen sie dreißig bis vierzig Jahre alt werden. Gewiß, ein schönes Alter für eine Holztaube. Doch, wie

wie das Alter selbst eine Krankheit ist, so empfinden sie auch an den Klauen, wenn ihnen solche zu krumm wachsen, einige Ungelegenheit. Sonst sind sie, wie alle Thiere, ihrer Natur und der ihnen zuträglichen Dinge ganz kundig. Sie reinigen sich daher, wenigstens sagt es Plinius, alljährlich durch den Genuß des Lorbeers. Ihr Nutzen erstreckt sich hauptsächlich auf die Küche, und von da auf den Tisch, und dieses auch nur alsdann, wenn es dem Jäger einfällt, solche zu schießen, mit dem Netze zu fangen, oder die Jungen auszunehmen. Ob sie sonderlich schmackhaft sind, überlasse ich fremden Zungen zu einem nie übereinstimmenden Urtheile.

Unter eben diese Klasse gehöret auch die Turteltaube. Und wie die Holztaube einen Vorzug in der Grösse hat, so besitzt die Turteltaube vor allen andern dieß besondere, daß sie die kleinste, furchtsamste, kläglichste, und in der ehlichen Liebe die zärtlichste sey. Der Ursprung ihres eigenen Namens ist lateinisch, oder recht zu sagen, natürlich. Er ist unstreitig von der kläglichen Stimme entsprungen, mit welcher sie den abwesenden

oder kalten Gatten rufet. Ihr Geschrey ist so kläglich, als das Wort, girren, in welchem es unsere Mundart auszudrücken und nur anzugeben suchet. Ihr Gebäude, in so ferne man von einer Turteltaube redet, ist in seinen Theilen wohl übereinstimmend. Der Kopf ist klein, fällt aus dem blauen ins aschenfarbe, und führet einen schlanken Schnabel, welcher äusserlich blaulich braun, innwendig aber roth ist. Die Augen sind helle, und mit einen rothen, federlosen Bogen umgeben. Von gleicher Farbe sind die Augen selbst. Die Kehle ist fahl. Der Hals aber pranget mit einem doppelten Halsband. Das oberste ist schwarz, daß unterste weiß; beyde aber werden von den nemlichen Federn gebildet, welche zweyfärbig, unten und in der Mitte schwarz, an den äussersten Spitzen aber weiß sind. Der Rücken, im eigenem Verstande genommen, trägt mit dem Kopf eine gleiche, der Börzel aber eine braune Kleidung. Die Brust und der Bauch ist weiß. Die Flügelfedern sind theils braun, theils aschenfarbig, theils rothflammig, theils auch, sonderlich die kleinen, ganz schwarz. Beynahe von gleicher Farbe

ist

ist auch der Schwanz, so aus zwölf Federn bestehet. Die Füsse sind roth, die Zehen wohl gespalten, und die Klauen schwarz. Gebirge, Wälder, Klüfte und Einöden, die gewöhnlichen Freystädte der Verliebten, sind auch ihr liebster Aufenthalt. Im heissen Sommer sucht sie kühlende Oerter, und im Winter warme Gegenden. Daher ziehet sie auch im Herbste fort und kommt mit dem Frühling wieder. Ihre Ankunft ist ein gewisses Zeichen einer baldigen Frühlingswitterung. Sie geschiehet gegen Ende des Aprils. Ihre Nahrung sind Hülsenfrüchte, Eicheln, Beere und die Augen der Bäume. Ihr Nest bauet sie nicht allzuhoch aus kunstreich zusammen gelegten, beugsamen Reisern. Sie legt zwey, auch wohl dreymal im Jahre, und jedesmal regelmäßig zwey Eyer, zuweilen auch drey: doch mit eben dem Schicksale, als die Holztaube. Die Turteltaube hat die Ehre, vor ein Sinnbild der Keuschheit angegeben zu werden. Fast alle Kirchenlehrer geben ihr das Zeugniß, daß sie keine Ehebrüche ungestraft ließe, und gegen ihrem Gatten eine solche Zärtlichkeit besässe, daß, wenn der eine Gatte stürbe, der

verwittwete Theil, ehe er tränke, das Wasser trübe, und sein Leben im Wittwenstande, unter lauter Aechzen und Geschrey, traurig beschlösse, ohne sich einen andern Gatten zu wählen. Ich will keine Ketzereyen machen, doch muß ich hierbey dieses anführen, daß die zahm gemachten Turteltauben, sich einem zweyten Gattin zu überlassen, nicht so gar gewissenhaft sind. Plinius eignet ihnen ein Alter von acht Jahren zu. Welcher Abfall von dem Lebensziele der Holztaube. Von Krankheiten weiß sie in der gesunden Freyheit wenig, indem sie sich jährlich mit Zaunglocken reinigen soll. Doch ihre Feinde, und der Genuß eines einzigen Granatkörnchens, verkürzen auch noch öfters dieses Ziel gewaltig. Ausser den allgemeinen Verfolgern der Tauben überhaupt, hat sie noch einen besondern Erbfeind an dem Chloreus, welches ein in Piemont nicht unbekannter Vogel und mit ihr von gleicher Größe ist. Er bringet sie um, entweder als ein Raubvogel, sich mit ihrem Fleische zu sättigen, oder aus Neid, über gleiches Futter. Und was diesen Feind um desto gefährlicher macht, ist die ausserordentliche Schnelligkeit,

in

in der er noch einen Vorzug vor den Falken haben soll, der ebenfalls, nebst den Raben, der Turteltaube äusserst gehäßig ist. Ihr Nutzen ist mit den Holztauben einerley. Sie dienet zum Essen, und die Römer setzen sie mit unter die schmackhaftesten Gerichte. Dieses war es auch, warum sie solche mästeten, und ein besonderes Turteltaubenhaus anzulegen pflegten. Wie solches geschehen, berichtet uns Varro im dritten Buch, achten Kapitel. Es wird, wie er sagt, ein ordentlicher Taubenschlag angelegt, nur mit dem Unterschied, daß anstatt der Taubennester, über die angemachten Latten und Dramer, oder Kragsteine, hänfne Decken, sich zu verbergen, gelegt werden. Ihr bestes Futter sey bey genugsamen frischen Wasser trockner Weizen; die beste Zeit zur Mastung aber diejenige, wenn sie die meisten Jungen hätten. Die Jungen wären zur Mastung noch geschickter, als die Alten. Die übrige Wartung ist ihnen mit den andern Tauben gemein. Ungezweifelt auch die gewöhnliche Stopfung mit den Nudeln.

§. 5.

Endlich gehört unter die wilden inländischen Tauben, die blaue Taube, wilde Taube, Hohltaube, Kohltaube. Sie ist von eben der Größe, als die Feldflüchter sind, auch wohl noch etwas größer. Der Kopf ist etwas länglichter und spitziger. Der Schnabel ist weiß, ausser daß die Nasenlöcher mit einer blaulichten Haut überzogen sind, sonst länger, geschlanker und etwas gebogener, als an den gemeinen Tauben. Der Kopf ist blau, fällt aber aus solchem ins aschenfarbe. Von gleicher Farbe ist ihr ziemlich langer Hals, wenn ich die grünen Federn ausnehme, womit derselbe hier und da pranget. Die Kehle ist weißlichblau; die Brust aber trägt blaulich, purpurspielende, geflammte Federn. Der Bauch fällt aus dem blauen ins Isabellenfarbe. Der Rücken ist von gleicher Farbe, als der Hals. Der Börzel lichtblau. Der aus zwölf Federn bestehende Schwanz ist dunkelblau, an den äussersten Spitzen schwarz, unter solchen weiß geflammet. Die Schwingen erster Ordnung sind schwarzbraun: die übrigen zweyfärbig, auf der unbedeckten Seite meistens blau,

auf der bedeckten schwarz; die äussersten Spitzen aber insgesamt schwarz. Die übrigen kleinen Federn, so den Flügel von oben bedecken, sind blau und aschenfarbig wohl vermenget. Der innere Flügel ist blau. Die Füsse sind roth, auf den Seiten blaulich, überal nackend; die Zehen aber mit schwarzen Klauen versehen. Ihr angenehmster Aufenthalt sind gebirgigte Oerter und Wälder. Sie hecket zweymal im Jahre, jedesmal zwey ihr ähnliche Junge. Das Nest bauet sie in hohle Bäume, oder an die von den Jägern zu dem Ende aufgehangene Kästen. Ihre Nahrung findet sie in den Feldfrüchten. Allein sie sind nur Gäste. Gegen den Frühling kommen sie an, und gegen den Herbst ziehen sie wieder fort. Wohin? weiß niemand zu sagen. So viel ist gewiß, daß man sie auch in Taubenhäusern ziehen kann. Sie sind sehr fleischig, auch fett, und werden für wohlschmeckender, als die zahmen Tauben gehalten. Doch daß man sie durch die Mastung noch besser machen könne, will ich und wird Niemand zweifeln. Und dieses wären die inländischen wilden Tauben. Einige rechnen noch

die

die Thurmtauben oder Steintauben hieher. Allein ich habe sie unter die Feldflüchter gezehlet, weil sie eben so gerne in Schlägen, als auf den Thürmen wohnen, und von gleichem Gebäude und eben dieser Farbe sind.

§. 6.

Von ausländischen wilden Tauben sind hier zu Lande nicht mehr, als die indianische Turteltaube bekannt. Ihre anmuthige Stimme, womit sie Frühmorgens ihren Gatten lockt, und den schlafenden Wirth aufwecket, hat ihr auch den Namen einer Lachtaube beygelegt. Sie ist unserer inländischen Turteltaube ganz ähnlich, nur ein wenig größer. Kopf, Hals, Brust, Rücken und Flügel sind von blaßrother Farbe; die Schwingen aber nebst dem Börzel und Schwanze fahlig. Ihr Hals ist mit einem schwarzen, unvollkommenen Ring umgeben, und in dem Haupte glänzet ihr hochrothes Auge auf das herrlichste. Der Schnabel ist schwärzlich, die Füsse ganz roth. Man pflegt sie zum Vergnügen in Stuben zu halten. Sie werden in kurzer Zeit sehr kirre, zumal gegen eine milde Hand. Weizen, Hirsen

und andere schmackhafte Früchte sind ihr gewöhnliches Futter. In der Ehe sind sie zärtlich, und bey vieler Mühe immer unfruchtbar. Sie legen öfters, jedesmal aber zwey Eyer, und gemeiniglich im Neumonde. Selten aber sind sie so glücklich, ein Junges ihrer Art zu sehen, noch seltener geschieht es, daß sie es oder beyde auferziehen. Die Ursache dieses widrigen Schicksals suchen einige in dem fatalen Mondstande, und ich in dem allzuguten und allzureichlichen Futter. Vom Geschmacke sollen sie so sonderlich nicht seyn. Und es ist eben so gut, die Liebe der Eigenthümer gegen sie empfindet ihren Tod ohnedem allezeit bitter. Es giebt noch eine an, andere Art indianischer Turteltauben, unter den Namen Kokotzin, welche weit kleiner, als unsere sind, und anstatt daß obige Art lachet, mit ihrer Stimme vielmehr heulen sollen. Sie ist uns aber noch gänzlich unbekannt, ausser daß wir wissen, daß die Mexikaner ihren Weibern, wenn sie, unwissend, was es sey, davon essen, die Eifersucht benehmen wollen. Ich wünsche ihnen in ihren Bemühungen von Herzen allen guten Erfolg, meinen Lesern aber,

daß

daß sie hierüber gefährliche Versuche anzustellen niemals nöthig haben mögen.

§. 7.

Doch ich gehe in meiner angestellten Betrachtung weiter, indem ich wohl sehe, wie schwer es sey, ein recht genaues Verzeichniß der Tauben zu liefern, da durch Vermischung verschiedener Arten immer neue zu entstehen pflegen. Die Tauben sind nicht weniger, als andere Vögel, mit einer Stimme begabt. Doch kann ich wohl sagen, daß sie mehr balzen, als singen. Wenigstens gleichet ihr Gesang bald einem Seufzen und Geheule, bald einer gerührten Trommel. Wenn ich also das Pfiepen oder Locken der Jungen für keine Art des Gesangs annehme: so ist derselbe, wie mich dünket, zwiefach. Das Trommeln bestehet gemeiniglich aus dreyen Gesetzen, hat allemal eine Leidenschaft, die Liebe oder den Zorn, zum Grunde, und ist den Tauberten allein eigen. Ich nehme das Weibchen von den besondern sogenannten Trommeltauben aus: dieses thut ein gleiches, doch in keinem so starken Basse. Das Seufzen und Geheule aber entspringt

bald aus Liebe, bald aus Betrübniß. Aus Liebe, wenn ein Gatte den andern zu Neste oder andern angenehmen Beschäftigungen ruft: aus Betrübniß, wenn ein Gatte den andern verlohren hat, oder solcher allzulange abwesend ist. Diese Art des Gesanges ist so ohl den Taubern, als den Täubinnen gemein. In beyden Arten des Gesangs aber, besonders in der erstern, stossen sie zu keiner Zeit auf, sie müsten denn einen kränklichen Anfall haben. Gleichwohl sagt Plinius, daß sie nur im Frühlinge laut wären, den Winter hindurch aber verstummten. Vielleicht hat er solches von den wilden Arten allein verstanden wissen wollen. Und so irren auch diejenigen, welche uns die Tauben als ein Muster der Gelassenheit derowegen vorstellen, weil sie ihre Stimme in betrübten und freudigen Zufällen nicht änderten, welches aber aus meinen Vorinnerungen sattsam erhellet.

§. 8.

Ihr Gang ist ordentlich und geschiehet in ziemlicher Geschwindigkeit, ohne Hüpfen, durch Schritte. Werden sie aber getrieben so laufen sie mit gelüfteten und zum Fluge

fer-

fertigen Flügeln. Das Haupt hängen sie vorwärts nieder, stets bereit, das gesuchte Korn aufzulesen. So bald aber Liebe oder Zorn ihr Herz einnimmt, ändert sich auch bey den Taubern mit der Stimme der Gang. Sie erheben den Kopf: sie brüsten sich so stark, als es möglich ist, drehen sich bald rechts, bald links, in ganzen und halben Kreisen herum, streichen mit dem unterwärts ausgebreiteten Schwanze steif einher, und hüpfen vorwärts in die Höhe, nicht anders, als wollten sie ihre Gattin wegen ihrer Kaltsinnigkeit straffen, oder ihrem Feinde die Spitze bieten, welches auch, doch mit Feigherzigkeit genug, zuweilen geschiehet.

§. 9.

Ihr Flug ist wegen seiner Schnelligkeit mehr ein Schuß zu nennen, besonders bey den Feldflüchtern. Im Fluge strecken sie die Füsse am Bauche lang hin, lassen aber solche, so bald sie sich setzen wollen, vorwärts fallen. Sie sind so schnell, daß sie kein Raubvogel so leicht einholet, und im Fluge ganz unermüdet: wenigstens halten sie mit gleicher Schnelligkeit lange Zeit

aus. Und wenn sie ja ermüden, so setzen sie sich nicht, wie andere Vögel, auf Bäume oder sonst wo nieder, sondern sie pflegen, wie die Rabbinen, und unter ihnen sonderlich Rabbi Kimchi, träumen, wechselsweise einen Flügel anzuhalten, und mit dem andern den Flug fortzusetzen. Es geschieht daher selten, daß eine flüchtige Taube von einem Raubvogel aufgebracht werden sollte: die Schnelligkeit, ihres Fluges erhält ihr das Leben, so wie sie der Kützel gemeiniglich um dasselbe bringet. Denn bisweilen werden die Tauben, sonderlich bey einem nach vielen Stürmen und Regengüssen endlich erfolgenden heiterm Frühlings- oder Sommertage, in ihrer Lust ausgelassen, daß sie sich im Fluge rückwärts über den Kopf überschlagen, und in der Luft halb fallend fortrollen. Dieses Uebermuths bedienen sich aber sodann die etwann in einem nahen Baume oder sonst wo versteckten Raubvögel, und fassen sie mitten in ihren kurzweiligen Luftsätzen, ehe sie sich dessen versehen, oder bey ersehener Gefahr fassen können. Auch haben einige Tauben dieses besondere, daß sie im Fluge, sonderlich aber, wenn

wenn sie in einem Kreise, und zwar meistens über den Taubinnen, herumfliegen, so stark mit den Fittigen unter sich zusammenschlagen, daß es nicht anders ins Gehör fällt, als wenn man mit zweyen Brettern aneinander schmisse. Ihre Schwungfedern sind daher auch größtentheils beschädiget und abgebrochen, ja oft dergestalt, daß sie nicht von der Stelle fliegen können.

Drittes Kapitel.

Von deren Schädlichkeit oder Nutzen.

§. 1.

Ja, Tauben, Tauben, höre ich viele sagen. Sie dienen zu nichts, als daß sie Schaden verursachen. Denn zu geschweigen, daß man sie im Winter, wenn die Felder mit Schnee bedeckt sind, und im Brachmonate füttern muß, und daß sie diese Zeit über fast eben so viel kosten, als sie über und über werth sind, so gehen sie selbst auf Fütterung

terung aus. Scheunen und Böden sind vor ihren Besuchen nicht sicher genug. In den Aussaaten, ja selbst in dem stehenden und noch reifenden Getraide pflegen sie noch mehr, als zu zehenden. Und die Strohdächer würden einige Jahre länger dauern, wenn die Tauben nicht solche halmenweise darnieder träten. Man lese hievon des H. Leopolds Einleitung zur Landwirthschaft. S. 522. Man sehe weiters Herrn Johann von Eckhards Experimental Oekonomie S. 322. da er behauptet, und mit seiner eigenen Erfahrung bestättiget, daß von den Tauben in den Sommermonaten vielmehr, als in den Wintermonaten aufgefressen und zehnmal so viel geschadet wird. Wir wollen seine eigene Worte hören: „Sperre ein, zwey, oder auch „mehrere Paar Tauben ein, laß diese Junge „ausbrüten, und miß genau jederzeit dein „Futter mit der Metze oder einem Viertel „ab: so wirst du finden, daß ein jedes Paar „Tauben 32 Metzen Gerste, wann es Junge „füttern muß, und also eine jede alte Taube „einen Scheffel, oder sechzehn kleine Metzen, „oder sechzig Pfund aufgefressen hat, und „nur auf jede alte Taube allezeit Früh,

„Mittags und Abends zwey Loth Gerste ab„gewogen, wovon die Alten haben leben und „ihre Jungen füttern müssen. Weniger „läßt sich auch nicht thun, sonst müßte alles „crepiren, und dennoch träget solches 136 „Pfund, 28 Loth, welches also zwey Schef„fel, 16 Pfund 28 Loth darüber ist.„ Ohne von den übrigen Gattungen der Saamen und Hülsenfrüchte Erwehnung zu thun, ohne von den Schaden Meldung zu machen, den diese geflügelten Gäste in den Küchengärten anrichten.

Ich bin zwar dadurch völlig überzeugt, und werde niemals läugnen, daß die Tauben vielen Schaden verursachen. Doch, da ich weiß, daß alle Thiere allezeit gewissermassen Schaden thun oder thun können, und dennoch aller Geständnisse nach wirthschaftlich nutzbar sind, so habe ich noch eine allzu gute Meynung für die Tauben, als daß ich sie aus der Wirthschaft zu verbannen heissen sollte. Die meisten angegebenen Schäden können durch wirthschaftliche Vorsicht, wo nicht vollkommen, doch um ein ansehnliches, abgelehnet werden. Ihre wiederholten Besuche der Scheunen und Getraidebö-

den

den werden ihnen auf einmal durch eine gute und tüchtige Verwahrung derselben abgeschnitten. Unterläßt aber ein Wirth solches, so ist die Schuld nicht den Tauben, sondern sein eigen. In Ansehung des Schadens auf den Saaten ist höchst dienlich, daß man sie zu diesen Zeiten, und wenn das Getraid zu reifen beginnet, innen halte, oder den Saamen reichlich ausstreue und tüchtig einegge, auch nicht früher, als seine Nachbarn, zu säen anfange. Letztern falls werden sich sonst nicht nur die eigenthümlichen, sondern auch fremde Tauben heerdenweise darauf versammeln, und beständig dahin auf Fütterung zu fliegen angewöhnen. Die Strohdächer aber werden durch quer über aufgeheftete Latten oder Stangen für den allmäligen Herabtritt der Decke auf lange Zeit gesichert. Und gesetzt auch, sie thun einigen Schaden auf den Saaten und in den Feldfrüchten, so ersetzen sie durch den Mist, welchen sie darauf fallen lassen, das verursachte Unheil reichlich. Gesetzt, sie erfordern den Winter und Brachmonat hindurch, oder sonst einigen Aufwand, so erwäge man nur, wie viele Körner vor den Scheunen,

auf

auf den Wegen, in den Feldern selbst und sonst überall von ihnen aufgelesen werden, und den Eigenthümern zu gute kommen, die doch sonst alle verlohren giengen, oder den Krähen und Spatzen ohne Nutzen zu theil würden. Ich bin also noch zur Zeit bey mir selbst völlig überzeugt, daß die Tauben allerdings für einen Wirth nutzbar zu halten sind. Wie hoch aber etwann die Einkünfte von einem Flug Tauben den Aufwand übersteigen möchten, kann ich mit wirklichen Berechnungen nicht erweisen. Ehedem rechnete man die Nutzung von zwanzig Paar fruchtbaren Tauben den Vortheilen eines gemästeten Ochsens gleich. Im Fall aber auch die Tauben nicht so hoch zu nutzen wären, als ich wirklich glaube, so will ich doch nicht rathen, solche nicht zu halten, oder abzuschaffen. Der Taubenschlag ist auf dem Lande, wo man nicht alle Tage, sonderlich bey weit entfernten Städten, frisch geschlachtetes Fleisch auf unversehene Vorfälle haben und halten kann, den ganzen Sommer hindurch das sicherste Speisegewölbe. Und wollte man auch dieses alles nicht achten, sondern die Tauben wegen ihrer Schädlichkeit schlech-

terdings abschaffen, so scheinet mir die Haltung der Tauben, wegen der Nachbarn auf dem Lande endlich gar nothwendig. Denn derselben Tauben würden ungezweifelt eben den Schaden auf den Aeckern thun, ohne daß die Nutzungen von den Tauben dem Besitzer des Feldes zu gute kämen.

§. 2.

Fragt man mich aber, was für eine Art der Tauben die nützbarste und vorzüglichste sey? so muß ich mit kurzem antworten: Zu Felde ziehende, von weisser Farbe. Die meisten Landwirthe zweifeln ohnedem schon, ob die Feldtauben sich so hoch vernützen, als der Wintergehalt und etwann verursachte Feldschaden zu schätzen sey. Was würden sie sodann sagen, wenn ich ausländische Gattungen anrathen wollte, welche das ganze Jahr hindurch alltäglich mit reichlichem Futter vom Boden versehen seyn wollen. Sind sie gleich fruchtbarer, so sind sie auch eckeler und unersättlicher. Doch hat man auch bey Erwählung der Feldflüchter diese Vorsicht wegen des Schadens auf den Aeckern zu gebrauchen, daß man ein gutes Verhältniß in der

zu

zu haltenden Anzahl der Tauben zur Vielheit der Felder beobachte. Ist die Menge der Tauben zu groß, und die Zahl der Aecker klein, so wird auch der Schade in der Saat und im Getraide weit beträchtlicher; ja, ich will sagen, daß sie wohl im Stande seyn möchten, einen ganzen Morgen völlig zu verwüsten. Es haben dieses auch schon viele hohe Gesetzgeber eingesehen, und daher das Recht, Tauben zu halten, nur dem zugeeignet, die Feld besitzen, und die Anzahl derselben nach der Menge der Hufen und Aecker heilsam bestimmt. Aus was für Ursachen ich aber die weisse Farbe verlange, werden meine Leser unfehlbar zu hören begierig seyn. Ich habe aber dazu keine andere, als weil das weisse Federvieh von feinerm und schmackhaftern Fleische zu seyn gehalten wird, und in Städten vorzüglich gekauft zu werden pfleget. Haben die Nachbarn Tauben von andern Farben, so erlangt man auch noch den Vortheil, daß man im Winter fremde Tauben zu verpflegen nicht nöthig hat, sondern sie von dem vorgestreueten Futter abwehren kann. Doch muß ich auch dieses bekennen, daß die weissen Tauben den Raubvögeln eher

erschtlich und ihren Klauen öfters ausgesetzt sind, als die von dunkler Farbe. Allein in Städten schätzet man zum Fluge buntgezeichnete Tauben weit höher. Ein Stadtwirth mag sich also auch hierinn nach dem Geschmacke seiner Bürger richten.

§. 3.

Eine andere Frage aber ist es, ob es vortheilhafter sey, in Städten Tauben zu halten? Kehrte ich mich an das, was meistens zu geschehet pfleget, so würde ich solches bejahen müssen. Allein man überlege nur, daß man daselbst lauter ausländische Tauben halten muß. Feldtauben zu haben, sind die Aecker gemeiniglich zu sehr abgelegen. Man muß ihnen mit einem beständigen Futter aufwarten; und ohngeachtet sie sich dadurch weit fruchtbarer, als die andern erweisen, so übersteiget doch der Aufwand, wenn man das Vergnügen nicht mit in Anschlag bringen will, den Nutzen sehr weit. Wäre aber Gelegenheit vorhanden, daß sich die Tauben, wie auf dem Lande, selbst beköstigen könnten, so möchte es auch in der Stadt nicht unvortheilhaft seyn, Tauben zu halten.

Viertes Kapitel.

Von dem Alter der Tauben.

§. 1.

Plinius versichert, daß eine zahme Taube wohl ein achtjähriges Alter erreiche. Und Albertus versichert, eine Taube gehabt zu haben, die zwanzig Jahr und drüber alt gewesen sey. Ob nun wohl nicht alle Tauben ein so ausserordentliches Alter erreichen, so geschiehet es doch gemeiniglich, daß sie, ohne zum Brüten nütze zu seyn, das zehnte und zwölfte Jahr erreichen. Ich weiß also nicht, ob deren Bemerkung so gegründet seyn möchte, welche glauben, daß die vierfüßigen Thiere und Vögel derowegen so bald zu ihrer Vollkommenheit heranwüchsen, weil sie ein sehr kurzes Lebens genössen.

Nach der Meinung des Aristoteles leben die Tauben acht Jahre, vier Jahre sind sie fruchtbar und gut, die übrigen sollen sie unnütze seyn, daher soll man alle Tauben nach dem vierten Jahre wegthun. Um ihr Alter

desto leichter zu wissen, hält man die Ordnung: den Jungen stutze man eine Klaue; in dem folgenden Jahre wieder eine, und so fort, die nun in vier Jahren vier Klauen gemerkt haben, müssen fort, in eine besonders dazu bereitete Steige, oder auf den Markt, wenn es Herbstzeit ist, da sie schön fett sind.

Fünftes Kapitel.

Von den Behältnissen der Tauben.

§. 1.

Auf alles dieses, was ich bisher angeführt habe, muß sich das Verhalten eines klugen Wirths gegen die Tauben gründen. Man mag sich also zum Vergnügen oder Nutzen einen Flug Tauben zu halten entschliessen, so muß man doch vor allen auf Erbauung eines Taubenhauses bedacht seyn. Es pflegen zwar einige, welche die Reinlichkeit weniger, als die Tauben selbst lieben, ihnen einen Winkel in ihren Stuben, oder einer Kammer,

mer, oder in dem Vorhause anzuweisen und zu verstatten. Allein der unleidentlichen Unsauberkeit, des unerträglichen Gestanks, der damit verbundenen Plage von Flöhen und Mäusen zu geschweigen, so ist ein solcher Platz doch nur zu einem oder etlichen Paaren hinlänglich, wenn man alle Ungelegenheiten nicht achten wollte. Es gehöret aber zu einem guten Taubenbehältniße, daß es wohl gelegen, geräumig und gut verwahret sey. Zu einer guten Lage rechne ich, wenn reines, frisches Wasser in der nähe ist, damit die Tauben theils einen gesunden Trunk, theils gute Gelegenheit haben, sich zu baden, als auf welche beyden Stücke ihre Gesundheit größtentheils beruhet. Auch erfordert eine gute Lage, daß das Taubenhaus wenigstens mit den Fluglöchern gegen Morgen gesetzt sey. Die Mittagsseite ist zu heiß, die Mitternachtsseite zu kalt; die Abendseite aber wegen der meistentheils daher kommenden Wetter unerträglich. Die Raumlichkeit läßt sich nicht nach den Ellen bestimmen, sondern muß nach dem Verhältnisse der Anzahl der Nester gegen die Menge der Tauben beurtheilet werden. Man rechnet auf jedes

Paar wenigstens zwey Nester oder ein Kot. Doch ist es allemal besser, wenn es etwas geraumiger, als wenn es zu enge ist. Die Verwahrung des Taubenbehältnisses beziehet sich theils auf die Feinde der Tauben, theils auf die Kälte. In Ansehung der erstern, bestehet sie darinn, daß ihnen alle Zugänge mit Dornen verleget, die Säulen mit Bleche beschlagen, die Wände mit Kalk überworfen und die Fluglöcher mit Fallgittern und Zugbrettern versichert werden. Ein tüchtiges Dach aber und wohl überlegte Stellung des Taubenhauses, wird die unleidentlichste Kälte den Tauben schon erträglich machen.

§. 2.

Wir finden aber dreyerley Gattungen der Taubenbehältnisse: Häuser, Schläge und Kästen, die man in Sachsen Köten nennet.

§. 3.

Diese sind nichts anders, als längliche viereckigte, aus Brettern zusammengeschlagene und an den Wänden reihenweise übereinander befestigte Kästen, innen mit Durch-

zügen

zügen und auswendig mit eingeschnittenen Fluglöchern und Tritten versehen. Da sie an den Wänden fest angesetzet werden, so sind sie mit keinem Rückboden verschlagen. Die Wand dienet ihnen hiefür. Gleichwohl erkenne ich für nöthig, daß solches geschehe, oder daß man wenigstens die Taubenkästen rings an der Wand herum mit wohl passenden Leisten verschlüge, oder alle Ritzen mit Kalk oder Leime zuwerfen liesse. Eben so wohl gethan ist es auch, wenn man, den Abfall des Regens oder Schnees zu befördern, bey frey stehenden Kästen die Decke der obersten Reihe mit Dachziegeln schrägabwärts beleget. Denn diese Art der Taubenbehältnisse ist ohnedem kalt, und die Kälte würde darinn unerträglich werden, wenn Winde, Schnee und Regen dasselbe durchstreichen könnten. Jede Reihe dieser Kästen ist gemeiniglich eine halbe Elle und etwas drüber breit, und fast eben so hoch, jedes Fach aber eine Elle lang. Mitten in jedes Fach wird das Flugloch rund oder viereckig, oder im Bogen eingeschnitten. Es ist groß genug, wenn eine Taube bequem hinein kann, also etwann eine Viertelelle hoch, und eine Achtelselle

 breit.

breit. Vor die Fluglöcher werden die Tritte angebracht, wozu sich Viertelelle breite Latten am besten schicken: denn allzuweit brauchen solche nicht herauszustehen, damit nicht etwann eine Katze, ein Marder oder ein anderer Taubenfeind von oben herab auf solche springen könne. Sind sie allzuschmal, so wird den Tauben der Einflug überaus beschwerlich. Man setzet gemeiniglich so viele Reihen auf die Art verfertigter Kästen übereinander, als es die Gelegenheit des Orts verstattet: und wo es möglich ist, dieselben allerseits vorwärts gegen Morgen; wenigstens keinen einzigen gegen Abend, weil sonst keine Taube für den allzuöfterm Anschlage des Wetters gesichert ist, und darinne lange aushalten wird. Diese Art der Taubenbehältniße ist auf dem Lande sehr gebräuchlich, und gewissermassen auch sehr gut. Denn es lassen sich dergleichen Kästen überall, und besonders in einfachen Reihen, recht sehr bequem zwischen die hervorstehenden Dachsparren anbringen. Sie schmälern überdieß den Hofraum nicht, erfordern wenig Kosten, und was das meiste, so hecken die Tauben, sonderlich die Feldtauben, viel

lieber

lieber in dergleichen Kästen, und dieß wegen ihrer Dunkelheit. Dennoch aber leisten sie mir die erforderliche Genüge nicht. Sie sind allzukalt für die Tauben, und auf keine Art für dem Einfluge der Eulen und des Schnees zu verwahren, daher in dergleichen Taubenkästen gemeiniglich die erste und beste Hecke verlohren gehet. Die Eyer zerbersten, oder die Jungen sterben für Kälte. Nächst dem geniessen die Tauben in solchen einer allzuwilden Freyheit. Man weiß niemals gewiß, über wie viel Paar man sich Herr nennen kann. Selbst die Jungen hat man nicht in seiner völligen Gewalt. Man kann sie kaum eßbar stücke werden lassen, wenn sie sich nicht selbst in Freyheit setzen sollen, und ihr Ausnehmen ist allemal mit Gefahr verbunden. Doch wenn auch dieses, wenn es mit Vorsicht geschieht, nichts sagen wollte, so ist doch dieses dabey zu bedenken, daß, im Fall eine Taube einen Anfall von einer Krankheit erhält, man solches nicht einmal merken, oder wenn es ja durch ein glückliches Ungefähr geschiehet, der erkrankten Tauben nicht habhaft werden, und die dienlichen Mittel nicht brauchen kann.

§. 4.

§. 4.

Die andere Art der Taubenbehältnisse, die Schläge, meine ich, ist weit besser. Ich verstehe aber unter solchen diejenigen Behältnisse, so in den Giebeln der Häuser, gleich einer Kammer verschlagen, und für die Tauben, da zu wohnen, zu hecken und zu fliegen, gehörig zubereitet werden. Sie werden, so viel ich abnehmen kann, von ihren Fluglöchern Schläge genannt, als welche gemeiniglich mit Schlagbrettern oder Gittern verwahret und eröfnet werden können. Es ist wenig künstliches, einen Taubenschlag anzulegen. Man erwählet einen freistehenden Giebel des Dachs, und läßt solchen in beliebiger Länge und Höhe mit Brettern verschlagen und den Fußboden dielen. So wie das Dach für dem Regen und Schnee wohl verwahret seyn muß: eben so nöthig ist es auch, daß, wo die Dielen in einander passen, unten und oben Leisten aufgeschlagen werden, damit keine Unreinigkeit aus dem Taubenschlage auf den untenliegenden Getraideboden oder auch andern Böden fallen und solche verderben könne. Am besten ist es, wenn der Fußboden

mit einem Leimgusse überdeckt wird. Eben so sorgfältig müssen auch alle Löcher, und sonderlich die, so zwischen den Latten und Sparren bleiben, mit unter einander gemengtem Leime, Werke und Glasstücken verklebet werden, damit keine Ratte oder ein Wiesel sich durch selbige durchdrängen oder durchbeissen könne. Die Thüre in den Schlag muß nicht allein wohl passen, sondern auch mit einem guten Schlosse verwahret seyn, damit der Eingang nicht jedermann offen stehe. Was aber den innern Ausbau betrift, so kann man nicht besser thun, als wenn man längst durch den Schlag hindurch doppelte, mit dem Rücken aneinander stossende Reihen oben beschriebener Kästen setzt, so viel ihrer die Höhe des Giebels über einander erlaubet; in der Höhe aber, wo die Balken schief zulaufen, werden dünne Latten, etwann drey Viertelellen von einander reihenweise, quer einer Ziegellatte gegen über angenagelt, und zwischen dieselben die gewöhnlichen Nester aufgehangen und befestiget. Man flechtet diese Nester aus Stroh und Ruthen, nach Art der Backschüsseln oder Gartenkörbe. Es werden dieselben entweder an die Balken und

Latten angenagelt, oder man stecket auf zweyen Seiten mäßige Stäbe hindurch, so, daß sie mit deren hervorragenden Enden auf den Dachlatten und den innern Stangen zu stehen kommen. Doch will es, dem ungeachtet, immer noch nöthig seyn, auch diese Ruhestäbe mit Bindfäden an den Stangen aus Vorsorge zu befestigen. Man setzet aber die Nester gemeiniglich so, daß sie den Sparren zur Seite haben, niemals in die Mitte, theils weil die Tauben gerne im Dunkeln hecken, theils auch, damit die Jungen, wenn sie aus dem Neste zu Winkel kriechen, einen Rückenhalt haben, und nicht hernieder fallen. Will jemand derohalben, um mehrere Tauben zu halten, mehrere Nester anbringen, so kann solches gar wohl geschehen, wenn er mitten zwischen die Sparren einen oder mehrere Dachzüge von Brettern die Länge hinauf machen, und an derselben Seite Nester setzen und befestigen läßt. Ausser dem aber muß man auch auf einige hinlängliche geräumige Vergitterungen bedacht seyn, in welche man die etwann erkrankenden Tauben, oder die, so sich in kurzer Zeit paaren, und sich keinen Gatten nach ihrem Eigensinn erwehlen sollen,

einwerfen könne. Sie lassen sich am bequemsten unten an den Seiten herum zwischen die Sparren anbringen.

§. 5.

Was die Fluglöcher anbelanget, so können solche in einer Höhe von einigen Ellen, nicht auf dem platten Boden, vorne im Giebel, oder auf einer dessen Seite im Dach, angelegt werden. Erstern Falls hat man weiter nichts nöthig, als durch die Wand oder Mauer brechen zu lassen. Andern Falls aber wird ein ordentlicher länglichter, durchzogener Kasten, fast wie ein Zugloch, in den Scheunen, nach Art eines Kapfensters, in das Dach eingesetzet, und allda befestiget. Es ist nicht nöthig, mehr als ein, höchstens zwey paar Fluglöcher zu machen. Doch müssen sie in die Höhe und Breite wenigstens um die Helfte geraumiger, als die an den Kästen seyn, damit allenfalls zwo Tauben durch ein Loch auf einmal hineingehen können. In den Fluglöchern liegen unten die beyden Arme oder Tritte, so ungefehr eine Elle lang hinaus in die freye Luft, mit der andern Hälfte aber einwärts in den Schlag zu stehen kommen. Sowohl die äussern, als

innern

innern Arme werden mit einem Querriegel geschrenket, und in den Fluglöchern oder sonst wohl befestiget. Das Hauptwerk bey Anlegung der Fluglöcher kommt aber darauf an, daß sie, wenn es seyn kann, gegen Morgen zu stehen kommen: keinem andern Gebäude oder Dächern so nahe sind, daß Katzen oder Marder von oben herab, oder von den Seiten herüber, auf die Arme springen, und sich in den Schlag einschleichen können; und endlich darauf, daß sie wider alle Feinde auch sonst wohl verwahret werden. Solches geschiehet am bequemsten durch Fallgitter und Zugbretter. Die Fallgitter sitzen innwendig vor den Löchern, zwischen zweyen Hohlleisten, damit man sie auf und niederlassen könne. Es müssen aber diese Gitter stammhaft und dicke, und unten mit einem Gewichte beschweret seyn, damit weder ein Taubenfeind durch solche hindurch brechen, oder sie aufheben könne, noch selbige, wenn sie niederfallen sollen, ihrer Leichtigkeit wegen über den Fluglöchern stehen bleiben. Die Zugbretter sind ordentliche, nach dem Masse der Fluglöcher zugeschnittene Bretter, welche in den Fluglöchern durch eiserne Bänder befe-

stiget

stiget werden. Sie kommen bald innwendig, bald aber auch, und für die Quetschung der Tauben desto sicherer, auswendig zu stehen: sie ruhen auf den Armen, und werden ebenfalls durch eine Leine angezogen und losgelassen. Diese Zugbretter sind zwar darinnen für den Gittern vorzüglich, daß sie den Schlag im Winter wärmer und rein für den nächtlichen Schneegestöbern halten: sie benehmen ihm aber hingegen auch alles Licht, welches aber, wenn die Tauben einmal fliegen, nicht viel sagen will, weil die Schläge doch nur zu Nachts zugezogen werden.

§. 6.

Die letztere Art von Taubenbehältnissen sind die darzu besonders erbaueten Häuser. Genau betrachtet, sind solche nichts anders, als ins Gevierte oder andere beliebige Form zusammen und übereinander gesetzte Reihen oben beschriebener Kästen, so auf Säulen stehen und mit einem Dache überlegt sind. Es gilt daher von ihnen fast alles, was ich von den Kästen angeführt habe. Ich will mich aber in die verschiedenen Arten, sie zu bauen, nicht einlassen. Einer macht sie acht-

eckig,

eckig, ein anderer rund, durch zwey überein, der gesetzte, und zu Kästen abtheilte Räder: jeder aber, wie es ihm am besten gefällt. Es lauft aber alles auf eins hinaus. Doch will ich nur noch dieses dabey erinnern, daß man die Kästen, so ein solches Haus ausmachen, an vielen Orten aus gedrehten Stroh zu flechten pflegt. Ob nun solches gleich den Vortheil der Wärme bey sich führet, so ist es doch hinwiederum mit der Beschwerlichkeit verbunden, daß das Stroh den Wanzen und Flöhen zu einer behaglichen Freystadt, und den Tauben die Strohkästen, wenn sie auch von längerer Dauer wären, in kurzer Zeit unbewohnbar werden. Doch es mögen solche verfertiget seyn, auf was Art, oder woraus sie wollen, so setzet man dergleichen Taubenhäuser entweder auf den Hofraum, so, daß ihnen keines Gebäudes Nähe schädlich seyn kann, oder, um den Hof zu schonen, gemeiniglich mitten in den Mistpfuhl. Und man hat hierzu noch besondere Ursachen. Es wäre, sagen sie, ein über den Mist stehendes Taubenhaus wärmer, als ein auf trockener Erde stehendes, weil alle Gewalt der Kälte in die Jauche fiele. Es wäre

fernerſ

ferners für das Hinaufklettern der Marder und Katzen sicher, da sie an dessen Fuß Wassers halber nicht gelangen könnten. Allein dieses gilt nur im Sommer. Wenn der Pful zufrieret, ist sodann dergleichen Taubenhaus, troß dem Eise, den Taubenfeinden nicht unersteiglich. Darinnen aber hat ein solches Haus einen besondern Vorzug, daß so leicht kein Junges in den Eyern getödet werden kann, weil der Schall in das Wasser fällt, und sehr gemindert wird. Es will also nöthig seyn, es mag ein Taubenhaus auf dem Trockenen oder über Wasser stehen, daß dessen Säulen von oben herab, etwa zwo Ellen mit Bleche beschlagen werden, und dieses noch weit mehr, wenn die Säulen mit Brettern verschlagen und zu Federviehställen zubereitet werden sollen.

§. 7.

Da wir aber dreyerley Arten der Taubenbehältnisse haben, so wird die Frage nicht undienlich werden, welche unter ihnen die besten seyen. In Städten, wo die Höfe ohnedieß nicht allzugeräumig sind, und immer den Stuben gleich sehen sollen, sind meines

nes Erachtens die Schläge die bequemsten, ob man gleich mit solchen die Plage von allerhand Ungeziefer und die Verwüstung der Dächer verbunden halten will. Auf dem Lande aber, wo man die Böden zu Aufschüttung des Getraides und zu Verwahrung des Futters bis in die Giebel brauchet, oder brauchen kann, wollen sich die Schläge, zumal in Strohdächern, nicht wohl anbringen lassen. Gleichwohl aber sind die Kästen, und die aus solchen zusammengesetzte Häuser nach obigen Bemerkungen zu kalt, zu unsicher, zu unbequem. Es würde also auch auf dem Lande bey den Schlägen bleiben müssen, wenn man anders nicht auf nachfolgende Art das Taubenhaus bauen wollte. Man lasse ein rundes oder viereckiges Gebäude von beliebiger Höhe und Weite mitten in den Hof aufführen, die Felder mit Steinen, wenn es nicht ganz steinern seyn kann, aussetzen und mit Kalch tüchtig bewerfen, als welches alle Feinde der Tauben von unten hinauf zu klettern abhält. Man theile solches in zwey ungleiche Hälfte. Die obere und grössere lege man nach Art eines Schlages für die Tauben mit einer von aussen hineingehenden Thüre,

mit

mit Fluglöchern und Fallgittern zur nächtlichen Verwahrung gehörig an. Und will man alles thun, so lasse man der Wärme im Winter, und der Kühlung im Sommer wegen, die Decken wölben. Die untere kleine Hälfte aber kann andern Federvieh, so nicht in der Höhe wohnet, eingeräumet werden. Ich glaube, daß dieser kleine Aufwand gegen das oft grosse Aergerniß von keiner Wichtigkeit seyn werde.

Sechstes Kapitel.

Von der Besetzung der Taubenhäuser mit Tauben.

§. 1.

Mitten unter der Erbauung des Taubenhauses aber kann man sich schon nach feilstehenden Tauben umthun. So wenig bedenklich aber der Einkauf der Tauben zu seyn scheinet, so finde ich doch hierbey einige Erinnerungen zu machen nöthig. Ich will zur Zeit noch nicht untersuchen, welche Art der Tauben die vorzüglichste sey: sondern nur

nur vor folgenden Puncte warnen: Man kaufe keine allzualten Tauben, weil sie zum Hecken, auf das doch aller Augenmerk gerichtet ist, untauglich sind. Und da ihr Alter, ausser an ihrer Munterkeit, Haut, Beinen und Lebhaftigkeit der Farben wenige Kennzeichen hat, so hüte man sich, solche von unbekannten Leuten zu erhandeln: zu geschweigen, daß Leute, die mit alten Tauben zu Markte ziehen, solche entweder selbst eingefangen, oder aus unreinen Händen haben. Und da aus obigen Anmerkungen noch bekannt seyn wird, daß die Tauben eine unveränderliche Liebe zu ihren einmal angewohnten Häusern haben, so kaufe man keine Taube, so an eben dem Orte oder in der Nähe geflogen hat, wo man sich nicht auf die Redlichkeit des Verkäuffers verlassen kann. Man scheue lieber den Aufwand des Bodenlohns nicht, sondern lasse sich solche von entfernten Oertern von etlichen Meilen herzubringen. Eben so wenig darf man in Ansehung der Anzahl etwas zu sparen suchen. Es ist allemal vortheilhafter, ein Paar überzählig, als eines zu wenig zu kaufen. Je besser der Schlag besetzt, je grösser ihre Gesellschaft ist; je weniger

niger entweichen. Doch ist allemal der dritte Theil von der einmal zu haltenden festen Anzahl hinlänglich genug. Nur hat man darauf hauptsächlich zu sehen, daß man eben so viel Tauberte, als Täubinnen erhalte, und man kann sich zu dem Ende der angeführten Geschlechtszeichen bedienen. Sonst ist es, ausser in Ansehung der Farbe, einerley, ob man sie paarweise oder einzeln ungepaaret einkauft. Die beste Zeit, einen Taubenschlag anzulegen, mithin auch zum Einkaufe, ist die Fasten. Denn da sie sich um diese Zeit allmälig schon zur Hecke schicken, so ist nicht nöthig, daß sie lange den Taubenschlag hüten. Sie kosten weniger Futter, und man geniesset ihre ganze Nutzung. Und ob man wohl ein weniges mehr zu der Zeit auf ein Paar geben muß, als gegen Winter, so will doch solches gegen das Futter, so sie sodann unnütze fressen, wenig sagen.

§. 2.

Die eingekauften Tauben werden sogleich in einen neueröfneten Schlag gebracht, oder vielmehr in dessen Vergitterungen, je Tauber und Täubinn, eingeworfen, um sich da

zu paaren. Ich nehme den Fall aus, daß man sie paarweise gekauft hätte, und sich auf die Redlichkeit seines Verkäufers verlassen könnte, oder solchen die Freyheit, sich untereinander selbst zu wählen, gönnen wolle. Sonst ist hierbey nichts zu erinnern, als daß sie gehörig abgewartet werden, und daß man, wo reine und gleiche Zeichnungen in Betrachtung gezogen werden, gleichfarbige, reine Tauben zusammen stecke.

§. 3.

So bald sie sich aber gepaaret haben, und zu Neste zu tragen anfangen, müssen die Vergitterungen aufgezogen werden, damit sie im Schlage bekannt werden, und sich in solchem desto leichter gewöhnen. Einige rühmen sich vieler Künste, die Tauben zu bannen. Columella liefert uns im achten Buche, achten Kapitel das alleränlteste Kunststück, so er von dem Demokrit entlehnt zu haben bekennet. Es gründet sich solches auf die vorgegebene Neigung der Tauben gegen die Wannenwäher oder Rüttelgeyer (Tinnunculus). Man müsse, sagt er, dieses Habichts Junge, jedes in einem irrdenen Topf

stecken, mit einer Stürze feste zudecken, vergipsen und sodann in den Winkel des Taubenhauses aufhängen lassen. Allein schon zu des Plinius Zeiten hat dieses Kunststück nur bey dem einfältigen Bauer einiges Vertrauen erwecket. Noch mehreren Glauben verdienet folgendes, je übereinstimmender es mit den Neigungen der Tauben ist. Man nimmt Salz, Menschenharn, Heringslacke, gebrannten Leim, groben Sand, Hanfsaamen, Fenchel, Anis, Wicken, Erbsen, Bohnenmehl und Honig, mischet solches wohl untereinander, läßt solches sieden, kalt werden, und setzet es den Tauben vor, nach Belieben davon zu hacken. Andere stecken Eisenkraut in den Schlag. Einige setzen den Tauben gesottene Erbsen mit Kümm vermischt, vor, u. dergl. m. Doch hat man dieser Künste nicht nöthig, wenn man die Tauben, so lange sie inne stecken, wohl füttert, sie nicht zu zeitig ausläßet, und die Fluglöcher so angelegt werden, daß sie sich umsehen und die Gegend bekannt machen können, so werden wenige, wenn sie nicht etwann schon in der Nachbarschaft geflogen haben, davon gehen. Oben angeführte Arten der Fluglöcher und ihrer Ver-

wahrung, sind zwar alle gut: aber bey einem neuangelegten Taubenhause ist diese, in Ansehung des Gewöhnens, meines Erachtens, die beste. Man bauet nemlich aussen an die Fluglöcher, statt der Fallgitter und Zugbrette, einen länglicht viereckigen Gitterkorb mit bretternen Boden an. Gegen die Fluglöcher zu ist solcher offen, daß die Tauben aus dem Schlage in ihm vorgehen, und sich vorwärts und auf allen Seiten umsehen können. Die beyden Seitenwände werden feste auf den Fußboden angenagelt. Die Decke und vordere Wand aber machen nur ein Stück aus, sind auch mit den Seitenwänden nicht verbunden, sondern passen nur in solche. Sie sind hinten über den Fluglöchern mit eisernen Bändern befestiget, so, daß sie zu ihrer Zeit aufgezogen und herabgelassen werden können. Dieser Vorsaal aber ist nicht länger nöthig, als bis die Tanben eingewohnt sind. Und dieses ist die Ursache, warum ich diese Anmerkung bis hieher gesparet habe.

§. 4.

Nächstdem aber aber kommt es darauf an, daß man die Tauben nicht zu frühzeitig

heraus-

herauslasse. Die beste Zeit hierzu aber ist nach allgemeiner Erfahrung, wenn sie allesamt Junge oder halbgebrütete Eyer haben. Zu mehrerer Sicherheit kann man ihnen auch die Schwungfedern des einen Flügels an den Spitzen gelinde binden, damit sie nicht allzuweit herum schwärmen können. Doch die Lust hierzu wird sich bey ihnen ohnedieß verliehren, wenn man die Vorsicht brauchet, ihnen nicht bey frühen Morgen, sondern schon gegen Abend, nicht an einem heitern, sondern mit Sturm und Regen vermischten Tage, das Gefängniß zu eröfnen. Haben sie nur einige Tage geflogen, und ist die Nachbarschaft nicht gewinnsüchtig, so werden sie ihr neues Haus nicht leicht verlassen, sondern die Stimme, oder vielmehr die Lockpfeife ihres Wärters bald kennen lernen, und auf solche herzueilen, wenn man ihnen Futter vorstreuet.

Siebentes Kapitel.

Von ihrer Begattung und Ausbrütung der Eyer.

§. 1.

Der Trieb sein Geschlecht fortzupflanzen, ist allgemein. Daher haben ihn die Tauben so gut, als andere lebendige Geschöpfe, empfangen. Solchen zu vergnügen schliessen sie zuvor eine ordentliche Ehehandlung, wenn ich so reden darf. Man nennt solche das paaren. Sie erwehlen sich nicht mehr, als einen Gatten, denn sie niemals verlassen, er müßte denn das schuldige Liebsopfer nicht leisten können, oder unfruchtbar seyn, oder gefangen werden oder sterben. Sie pflegen zwar auch in der Freyheit mit einander bekannt zu werden. Doch ist es dienlicher, daß man sie, um die Bekanntschaft zu befördern, in enge Schranken schliesset. Der Tauber ist etwas zu ungestümm in seinem Vortrage, und die Täubin zu schüchtern, ihn anzunehmen,

und sich desselben Herrschaft zu unterwerfen. Sie vertändeln also, wenn sie in der Freyheit sind, bisweilen die beste Heckzeit, ehe sie sich kennen lernen, verlassen auch wohl aus Liebe zu einer fremden Taube ihr gewohntes Haus. Will man ihnen aber, wie ich selbst rathe, die Freyheit benehmen, sich selbst einen Gatten zu wehlen, und sich die Mühe geben, sie in enge Vergitterungen einzuschliessen und darinnen zu füttern, so wird nöthig seyn, daß man sich die ungefehren Kennzeichen eines Taubers und einer Täubin bekannt mache, damit man nicht Tauben eines Geschlechts zusammen stecke, und sich mit vergeblicher Hofnung einer fruchtbaren Hecke martern dürfe. Wie ich schon erinnert habe, so sind die Kennzeichen eines Taubers das Trommeln, der kurze Hals und die langen Füsse. Ferner giebt man dafür an, daß ein Tauber, wenn man ihn in den Händen hielte, und mit angedruckten Flügeln sachte auf und niederschwänge, den freygelassenen Schwanz allemal niederwärts senkte: eine Täubin aber in dergleichen Falle solchen aufwärts über sich erhübe. Die Ursache hiervon ist allzunatürlich, als daß ich sie besser aufklären sollte,

Fast eben so natürlich ist dieses: Die Schamknochen sind bey den Tauberten enger geschlossen, bey den Täubinnen hingegen, sonderlich wenn sie schon einmal gelegt haben, offener und beugsamer.

§. 2.

Sobald sich aber Tauber und Täubin gepaaret haben, so werden sie sich ganz friedfertig mit einander vertragen, bey einander sitzen und endlich zu dem Liebeswerke selbst schreiten. Doch jeder Schritt hierzu ist, wie billig, mit zweyseitigen Liebkosungen begleitet. Diese bestehen darinn: Zuförderst leget der Tauber durch seine Baßstimme und stolze Umgehungen die Bekräftigung seiner zu vermuthenden Mannheit ab. Gleich darauf folget ein gefälliges Schmeicheln; er begleitet seine Gattin auf allen Tritten; er legt sein herrschsüchtiges Wesen ab; er wird zärtlich und blicket sie so schmachtend an, daß endlich die Täubin von gleichem Triebe als er angeflammt ist, entzündet wird. Sie hält Stand, und nahet sich zu ihm freiwillig. Sie putzen mit den Schnäbeln einander die Federn auf den Köpfen und um den Schnabel,

bel, oder, wie der gemeine Mann sagt, der allen Liebkosungen einen verächtlichen Titel zu geben pflegt, sie lausen sich.

§. 3.

Auf dieses Zäcken folgen Küsse. Zwar von den Tauben sagt man, Schnäbeln, so aber darinn bestehet, daß sie einander aus herzlicher Inbrunst mit etlichen Körnern aus dem Kropfe füttern. Vielleicht sind solche ihr Mahlschatz, oder ein Pfand beyderseitigen Beystandes in der Ehe. Der Tauber macht den Anfang, und füttert zuerst die Täubin. Hierauf setzen sie ab, die Täubin erzeugt ihrem Gattin gleiche Liebkosung. Sie wiederholen diese Vorbereitungen zu verschiedenenmalen, und endlich erfolgt der völlige Genuß der Liebe. Allein wie es mir vorkommt, so müssen die Tauben fast eben so große Wollust in dem Schnäbeln, als in dem Liebeswerke selbst empfinden. Denn es ist gewiß, daß sie sich nie besteigen, ohne sich geschnäbelt zu haben; sich aber oft schnäbeln, ohne einander beyzuwohnen. Dieses, oder die Begattung, geschiehet sitzend, nach Art der meisten Vögel, gemeiniglich auf den Dächern.

Sobald

Sobald sie nemlich ihre Lust mit Schnäbeln gebüsset haben, lässet sich die Täubin ganz sachte nieder, und der Tauber säumet nicht lange, sie zu besteigen, und ihr die schuldige Pflicht bestens zu leisten. Nach Vollbringung dessen, springet der Tauber sogleich wieder hernieder, und die Taube stehet auf. Beyde gehen voller Stolz auseinander; sie kommen aber gleich wieder zusammen. Der Tauber läßt sich gleichfalls nieder, und demüthiget sich, seines fernern Unvermögens wegen, oder aus zärtlicher Ehrfurcht für seine Gattin, weiß ich nicht. Doch deucht mich, es geschehe aus Geilheit, und er erwarte gleiche Gefällig von ihr, als er derselben geleistet hat. Diese Huldigung, oder was es seyn soll, nehmen aber die wenigsten Täubinnen an. Einige besteigen zwar ihren Mann, doch nur zu ihrer eigenen Schande. Die meisten aber, unfehlbar, weil sie erkennen, daß die Herrschaft über das männliche Geschlecht dem weiblichen gar nicht zukomme, begnügen sich, über denselben in einer so dedemüthigen Stellung wegzuhüpfen, und ihn dadurch für das sonst mürrische und tyrannische Betragen desselben zu züchtigen. Hierauf

auf verlassen sie gemeiniglich den Liebesplatz, fliegen anders wohin, verhalten sich einige Augenblicke stille, und putzen und bringen ihre Federn wieder in Ordnung, wenn sie keine Gelegenheit sich zu baden haben. Was ich am meisten bey den Tauben bewundern muß, ist die Mäßigung in den Liebeswerken. Sie wiederholen solches nicht sogleich noch einmal, wie andre Vögel thun, sondern sie begnügen sich auch überhaupt, solches etlichemal für jede Hecke gepflogen zu haben.

§. 4.

Etliche Tage darauf fänget die Täubin, sich ihrer zwiefachen Bürde fühlend, allbereits an, das Nest zu bauen. Der Tauber treibt sie zu dessen Erbauung nicht nur mit Ungestümm an, sondern hilft ihr selbst darinn getreulich. Sie bauen ihr Nest meist an einem dunkeln Ort, der für aller Nässe verwahret ist, am liebsten in die Kästen und aufgehangenen Strohnester, öfters auch auf dem platten Boden im Taubenhause. Sie ist eben keine Liebhaberin eines weichen Lagers, denn sie bauet ihr Nest aus birknen oder andern schlanken Reisern und Halmen

ringsherum an, ohne Federn oder sonst etwas weiches unter sich zu legen. Sie legen aber in ein Nest nicht mehr, als einmal. Beziehet sie auch den Ort wechselsweise wieder, so bauet sie doch von neuem. Dieser Bau wird etwann einen Tag zuvor vollendet, als sie legen. Sie legen aber meistens gegen Morgen. Den ersten Tag bringet sie nur ein Ey. Dieses ist stärker und stumpfrund, und faßt allemal einen Tauber in sich. Sie besitzet es nicht ordentlich, sondern abwechselnd, doch so, daß es nicht kalt wird. Den dritten Tag früh aber legt sie das zweyte Ey. Dieses ist nicht so stark und rund, als das erstere, sondern läuft unten viel spitziger zu, und enthält allemal eine Täubin. Mit dem zweyten Ey höret sie zu legen auf. Denn die zahmen Tauben legen regelmäßig nicht mehr, als zwey, selten eins, niemals drey Eyer. Diese Eyer pflegen meistens fruchtbar zu seyn. Doch habe ich auch beobachtet, daß die, so gegen den Mittag oder Nachmittags gelegt worden, den Fehler allemal gehabt haben. Die unfruchtbaren sind halb leer und schwanken in der Schale. Sonst ist dem Ansehen nach kein Unterschied unter ihnen.

nen. Denn von Farbe sind alle Taubeneyer weiß, und von Grösse einem Kybitzey wenig ungleich.

§. 5.

So bald das andere Ey gelegt ist, gehet erst die wahre Brutzeit an. Und wenn man von diesem Tage an rechnet, so brüten sie bis zum Ausbruche des ersten Jungen gleich vierzehn volle Tage unausgesetzt. Die meiste Last im Brüten beruhet auf der Täubin: daher verläßt solche die Eyer niemals, ausser, wenn sie Hunger und Durst dazu nöthiget. Doch muß man auch dieß den Taubern zum Ruhme nachsagen, daß sie ihrer Gattin die Last treulich tragen helfen, da andere Vögel männlichen Geschlechts dergleichen nie zu thun pflegen. Sie halten, einander im Brüten abzulösen, fast ihre gesetzten Stunden. Etwan gegen zehn Uhr des Morgens begiebt sich der Tauber, wenn er anders binnen der Zeit satsames Futter gefunden hat, zur Taubin vor das Nest. Diese gehet sogleich von solchem herab, und der Tauber nimmt ihre Stelle ein. Er brütet auch die Eyer bis zur Wiederkunft seiner Gattin mit groser Emsigkeit. Indessen flieget die

Täubin nach ihrem Unterhalte aus; wenn sie dessen zur Genüge aufgelesen hat, so löset sie den Tauber, etwann gegen drey Uhr Nachmittags, wiederum von seiner Last ab. Im Fall aber eines von ihnen etwas zu lange ausbleibet, so erhebet der auf dem Neste sitzende Gatte, vielleicht für Ungeduld, ein recht klägliches Geheul. Der Tauber bleibet die ganze Nacht hindurch neben dem Nest seiner Gattin, und bewachet sie, so zu sagen, für allem, was sie etwann stören könnte. Wenn sie nun ungefähr acht Tage auf den Eyern gesessen haben, fangen sie schon an, dunkel zu werden. Dieses ist ein Zeichen, daß das Junge schon gebildet, und das Ey fruchtbar gewesen ist. Sobald daher um diese Tage herum ein Ey noch durchscheinend ist, oder seine weisse Farbe noch nicht verdunkelt hat, so ist es ein gewisses Merkmal, daß es ein Windey, unfruchtbar und nichts nütze sey.

§. 6.

Nach Verfluß vierzehn voller Tage, von der wahren Brutzeit an zu rechnen, kommt aus dem ersten Ey ein Junges hervor. Dieses ist allemal ein Tauber. Es hilft sich

durch

durch eigene Kräfte aus der Schaale heraus, und zerstosset solche sehr geschickt in zween ungleiche Theile. Und dieses haben wieder, um die Tauben vor andern Vögeln besonders, als welche das Auskommen ihrer Jungen durch das Aufhacken der Schale befördern. Sie aber thun weiter nichts darzu, als daß sie die Schaalen, wenn das Junge völlig ausgekrochen ist, aus dem Neste, auch wohl aus dem Schlage werfen. Den Tag darauf erblickt das andere Junge, so eine Täubin zu seyn pflegt, auf gleiche Art das Licht. Doch ich irre mich, sie kommen blind auf die Welt, und haben ganz gelbe Milchfedern. Den ersten Tag brauchen sie kein Futter, weil sie nicht hungrig, sondern so wohl gesättiget die Schale verlassen, daß sie durch die letztgenossene Eyernahrung noch ganze vier und zwanzig Stunden ohne Speise dauren können. Die Alten thun also den ersten Tag weiter nichts, als daß sie die noch nassen Jungen durch ihre natürliche Wärme abtrocknen, weil ihnen sonst die Nässe und Kälte gewiß tödlich seyn würde. Den andern Tag darauf aber, fangen sie an, solche aus dem Kropfe zu füttern, oder sie

blasen ihnen vielmehr zuvor den Kropf auf. Wie die Last des Brütens, so tragen auch Tauber und Täubin die Sorge des Futters beyderseits gemeinschäftlich. Doch erzeigt sich auch der Tauber gegen seine Jungen oftmals als der ärgste Stiefvater. Das erste Futter, so sie den Jungen reichen, ist salzige oder salpeterische Erde. Daher pflegen auch die Alten an den Wänden der Abtritte den verhärteten Urin abzuhacken. Man sagt, sie bedienten sich dieses Futters, den Jungen allen Eckel für künftigen so manichfaltigen und bisweilen schlechten Futter zu benehmen. Dem sey, wie ihm wolle, so siehet man wenigstens eine Taube nie eckel. Doch auch bey ihnen ist der Hunger der beste Koch. Sie füttern ihre Jungen mit allem, was sie selbst geniessen. Und diese Art, ihre Jungen aus dem Kropfe zu füttern, hat dem Herrn von Reaumur ein unübersteigliches Hinderniß geschienen, junge Tauben in Oefen oder Misttonnen ausbrüten zu lassen. Und es ist auch in der That an dem, daß man eine zweytägige Taube nicht leicht aufbringen wird, obgleich eine halbwüchsige so gar viele Mühe nicht erfordert. Und wenn dieses nicht wäre,

könnte

könnte man die Fruchtbarkeit der Tauben noch weit höher treiben, wenn man derselben Eyer in Menge durch Kunst ausbrüten liesse.

§. 7.

Gegen den neunten Tag werden die Jungen sehend, und einige oder etliche Tage nachher brechen allbereits die grossen Kiele an den Flügeln und Schwänzen durch. Auch erhält der Kropf und Schnabel ein besseres Ansehen. Denn zuvor sehen sie um diese Theile zum Entsetzen ungestalt aus. Ihr weicher, aufgeschwollener Schnabel ist fast so stark, als der Kopf selbst, und der Kropf mit dem übrigen Körper fast von einer Grösse. Den Kielen folgen die kleinen Federn, und in einem Alter von vierzehn Tagen sind die Tauben schon ziemlich mit denselben bewachsen, so, daß man von den Milchfedern wenig mehr siehet. Sie kriechen auch schon aus der Tiefe des Nestes heraus, und setzen sich in dessen Winkel. Daher höret auch ihre Mutter auf, sie Nachtszeit zu besitzen, und solches bey Tage zu thun, unterläßt sie noch eher, so bald nemlich nur die Federn in etwas heraus sind. Sie besitzt sie auch nie

den ganzen Tag hindurch, sondern nur zuweilen, indem sie für zureichenden Unterhalt sorgen muß. Um diese Zeit etwann, suchet auch die Täubin ihren Gatten wieder sorgfältiger auf, und schicket sich schon zur zweyten Hecke. Unterdessen versorget sie nebst demselben ihre Jungen doch immerfort mit Speise, bis sie endlich allein fressen, das Taubenhaus verlassen und ihren Unterhalt selbst suchen können. Etwann nach Verlauf dreyer Wochen lernen sie allein fressen, genießen aber doch der Liebe ihrer Alten noch. Von der vierten bis zur sechsten Woche aber erreichen sie ihren ganzen Wachsthum, so, daß sie ganz flügge werden, und in Gesellschaft der Alten ihr Futter selbst auf den entferntesten Feldern suchen, und von den Alten wenig, nur noch an ihrer pfüpigen Stimme, unterschieden werden können. Mit ihrer Mannbarkeit, so sie im fünften Monate erlangen, pflegen sie auch ihre männliche Stimme und übrigen Vortheile zu erhalten, und sich untereinander heckenweise zu paaren. Die, so im Frühjahre bis gegen Pfingsten auskommen, pflegen schon im Herbste sich zu begatten und zu vermehren.

Ein

Ein Wirth, dessen Taubenhaus nicht völlig besetzt ist, oder Abgang leidet, wird also, die ersten Hecken ausfliegen zu lassen, am vortheilhaftesten erkennen.

Achtes Kapitel.

Von ihrem Unterhalt und Futter.

§. 1.

Ihren Unterhalt suchen sie sich meistens selbst, wenn sie von ihrem Herrn nicht genug damit versehen werden, welches bey den ausländischen Tauben schlechterdings nöthig seyn will. Es dienen ihnen aber alle Arten des Getraides und der Gesäme, nur kein Fleisch und Würmer, zur Speise. Unter dem Getraide achten sie Erbsen, Wicken, Weizen, Gerste, Weinbeerkörner, geschrottene Eicheln und Bohnen, Hirse, Linsen, Haber und Rocken. Man will aber behaupten, daß ihnen Rocken ohne Awechslung nicht zuträglich sey, sondern die Dörre verursachen soll, besonders bey ermangelnden stets frischem Wasser. Auch Rade und Trespe ist

ihnen nicht zuwider, eben so wenig, als der Lein und Kiefersaamen, doch hat man bemerket, daß das Fleisch derjenigen Tauben, so damit gefüttert worden, den lein- und kieferartigem Geschmack anzunehmen pfleget. Unter den Kräutern und derselben Saamen dienet ihnen, wie Plinius versichert, die Winde, oder Zaunglocke, und Eisenkraut zu einer herrlichen Arzney. Ueber dieses lieben sie auch alles, was nach Salze oder Salpeter schmeckt, und hacken daher gemeiniglich an den alten Leimwänden, noch mehr aber an den Abtritten, wo die Sonne aus dem herabgelaufenen Harne schon ein festes Salz abgesondert hat. Ihr Trank, welchen sie, wider die Art der Vögel, mit eingesenktem Schnabel und nicht zurückgebogenem Haupte einschlucken, ist reines Wasser, ob sie gleich bisweilen, vielleicht zur Arzney, Mistwasser einzuschlucken pflegen.

§. 2.

Ueberhaupts von ihrer Fütterung zu gedenken, so muß ich wiederholen, daß die Feldtauben und Haustauben, wenn sie gleich mit jenen zu Felde ziehen, an vielen Orten

gar

gar nicht gefüttert werden. Allein, da sich eine Taube nicht länger füglich erhalten kann, als die Bestellzeit der Felder und der Erndte währet, so ist nöthig, daß sie nicht nur im Winter, wenn die Erde mit Schnee und Eise überdeckt ist, sondern auch im Brachmonate, wenn alles Land besäet und das Getraide im Wachsthume ist, nothdürftig gefüttert werden. Unterläßt man solches im Winter, so ziehen sie zu mildern Herren, fangen spät an zu hecken, und viele sterben auch wohl gar. Und im Brachmonate: so müssen gemeiniglich die Jungen elend verhungern. Welche Grausamkeit! Die ausländischen Tauben aber sind hierinn viel glücklicher. Sie fliegen niemals oder selten, und sodann gewiß nur auf die näheſten Aecker. Sie erwarten ihren Unterhalt aus der Hand des Herrn. Sie müssen also zu allen Zeiten damit versehen werden. Es darf aber das Futter niemals zu reichlich seyn, oder ohne oftmalige Abwechslung in Rocken bestehen. Allzureichliches Futter macht sie fett und ihre Eyer unfruchtbar. Ich schweige, daß dieser unnöthige Aufwand allen Nutzen übersteigen würde. Ein beständiger und allzuoftmaliger Genuß

 des

des Rockens hinterläßt, sonderlich ohne frischen Wasser, bey den Alten die Dörrsucht, bey den Jungen aber die Pocken. Soll ich, wie mich dünkt, ihr Futter bestimmen, so werde ich anführen, daß man auf zehen Stück monatlich etwann eine Metze zu rechnen pflege. Man hat nicht nöthig, sie des Tags öfters, als einmal, zu speisen. Vortheilhafter aber ist es, wenn es zweymal mit halbem Maase früh und gegen Abend geschiehet. Es wird wenig austragen, ob sie im Hofe oder Schlage gefüttert werden. Doch vermeidet man erstenFalls den verdrüßlichen Zuspruch unverdungener Kostgänger, der Mäuse. Gleichwohl will die Fütterung auf dem Schlage, so lange sie inne stecken, und im Anfange zu besserer Eingewohnung, schlechterdings nöthig seyn. Nächst dem Futter aber beruhet ihr halbes Gedeihen auf einem beständigem Vorrathe vom frischen Wasser. Die verschiedenen Arten der Mastungen sind ohnehin jeder Wirthin und Köchin bekannt, hier also überflüssig, etwas weiters hiervon zu erwehnen.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Von der Wartung.

§. 1.

Doch die Tauben sind mit Körnern und Wasser noch nicht völlig zufrieden. Sie erfordern auch Wartung. Diese verursacht aber keine Mühe und Arbeit. So lange sie gesund sind, bestehet die meiste Wartung darinn, daß ihre Wohnung zu Nachts zugezogen, und für den Ueberfall der Feinde gesichert; bey Anbruch des Tages aber wieder eröfnet werde. Und da die Tauben so grosse Liebhaberinnen der Reinlichkeit sind, so hat man Ursache, solches so oft ausräumen zu lassen, als es sich, ohne sie in der Brut zu stören, immer schicken will. Sonderlich ist nöthig, daß man das Nest von den eingetragenen Ruthen, Stroh, Mist und Ungeziefer reinige, so oft Junge ausgenommen werden. Ich erinnere mich zwar, daß der Aberglaube vorschützet, es seye nicht gut, daß ein Taubenhaus zu einer andern

Zeit, als an Fastnachtsdienstag, zu räumen. Allein solches ist für das Gesinde ein Deckmantel der Faulheit. So nöthig die Ausmistung eines Taubenschlags ist, so sorgfältig hat man auch dahin zu sehen, daß keine Taube, so etwann gestorben ist, im Schlage liegen bleibe und da verfaule. Sowohl der Anblick als Gestank davon, ist ihnen abscheulich. Gleiche Behutsamkeit ist in Ansehung der unfruchtbaren oder verlassenen Eyer heilsam. Besonders muß man sich für Ausbesserung des Schlages zur Heckzeit, und für alles Pochen, sonderlich wo Eisen auf Eisen geschlagen wird, möglichst hüten. Erfordert solches aber die Nothwendigkeit, so hänge man nur ein Gefässe mit Wasser an die Nester, so wird der Schall daselbst sehr gemäßiget und zur Ertäubung nicht durchdringend genug seyn. Und ob wohl ferner die Tauben an sich selbst fruchtbar genug sind, so glaube ich doch, daß man ihre Fruchtbarkeit noch höher treiben könne. Da sie nicht allein ihre eigenen Eyer bebrüten, sondern auch fremde annehmen, so sehe ich nicht, warum man aus zwoen oder dreyen gleichzeitigen Hecken nicht eine machen sollte, damit die an-

dern Tauben sich inzwischen von neuem begatten können. Zwar würden sodann die zwo Alten nicht wohl im Stande seyn, die Jungen hinlänglich zu füttern, sondern unfehlbar aus Mangel des Futters einige liegen lassen. Allein es käme sodann darauf an, daß man diese Alten desto reichlicher mit Futter versorge. Wenigstens dienet diese Anmerkung darzu, daß man sich solcher im Nothfall bedienen könne. Man lege die Eyer, von welchem die Alten verunglückt oder aus Verdruß gewichen sind, andern, besser gearteten, unter. Ein gleiches gehet mit Hühnereyern an. Doch kann man einem Paare, ausser seinen Eyern, mehr nicht als ein Hühnerey wegen dessen Grösse kühnlich unterlegen. Und da ein Hühnerey sieben Tage länger bebrütet seyn will, so ist nöthig, daß es bey Ausbruch der jungen Tauben weggenommen, und einem andern Paare, das wenigstens noch eine Woche zu brüten hat, untergelegt werde. Sobald die dreywöchentliche Frist zu Ende gehet, muß man oft nachsehen, ob das junge Huhn die Schale verlassen, oder unserer Hülfe vielleicht nöthig habe, und so bald es abgetrocknet ist, von seinen Pflegältern

weg-

wegnehmen und besonders erziehen. Lässet man es zu lange bey den Tauben, so blasen sie dem Küchlein nach ihrer Art den Kropf auf, um es aus dem Schnabel zu füttern. Und dieses verursachet ihm den Tod. Die von Tauben ausgebrütete Hühner sind eben so fruchtbar, als andere. Die Hähne aber ausserordentlich zornig und streitbar. Und auf diese Art kann man eben so zeitig junge Hühner, als Tauben haben, wo man sie durch Kunst ausbrüten zu lassen sich nicht bemühen will. Doch, da die Tauben, nach Verfluß des vierten Jahrs, einen guten Theil ihrer Fruchtbarkeit angeführtermassen verlieren, so wird die Musterung des Taubenfluges alljährlich nöthig seyn. Solche desto füglicher zu bewürken, ist am besten, wenn man den Taubenschlag mit Tauben gleichen Alters gleich anfangs zu besetzen suchet. Ihre aufhabenden Jahre mit Verkürzung einer Klaue zeichnet, und damit jährlich fortfährt: so können die, so vier Klauen verlohren haben, abgeschaffet, und ihre Stellen mit jungen Ausflüchtern ersetzet werden.

Zehn-

Zehntes Kapitel.

Von den Eigenschaften der Tauben.

§. 1.

Nach aller Meynung verdienet ihre Keuschheit die Oberstelle. Man beweiset solche damit, daß sie sich an einem Gatten begnügen lassen: daß sie in dem Werke der Liebe sehr mäßig und die Ehebrüche unter ihnen gänzlich unbekannt wären. Und obwohl Aristoteles im neunten Buch und siebenden Kapitel seiner Thiergeschichte behauptet, daß bisweilen gepaarte Tauben sich mit fremden Gatten zu vermischen pflegen, wie man doch nach gemachten Beobachtungen auch sicher versichern kann: so meldet doch Aelian, daß dergleichen Verbrechen unter ihnen, besonders unter den Ringel- und Turteltauben, mit dem Leben bestraft würde. Die Täubinnen tödeten die Ehebrecherin; der Ehebrecher aber erhielte von den Tauberten seinen Lohn. Ich habe dergleichen Hinrichtung noch nicht gesehen, überlasse also dem Schriftsteller die

Ver-

Verantwortung. Mir kömmt solches eben so unwahrscheinlich, als dieses vor, wenn er ferner sagt, daß die weissen Tauben in dergleichen Fällen den ehebrecherischen Tauber allein umbrächten, mit der schuldigen Täubin aber, als einem schwachen Werkzeuge, Erbarmung hegten. Doch dem sey, wie ihm wolle, so kömmt mir diese gepriesene Keuschheit etwas verdächtig vor. Ich geschweige, daß des Verbrechers Tod das Verbrechen selbst nicht reinige, und ich will sogar annehmen, daß ein Ehebruch unter den Tauben etwas seltenes sey: so ist solches doch noch kein Beweis ihrer Keuschheit. Nach dem von mir beobachteten Betragen der Tauben gegeneinander, ist die Vergehung eines Ehebruchs bey ihnen fast nicht möglich. Solches macht die Eifersucht, so unter ihnen beständig herrschet. Denn es darf sich weder Tauber noch Täubin einen unrechten verliebten Blick auf einen fremden Gatten zu werfen, noch minder mit solchen unerlaubte Liebeshandlungen zu pflegen unterstehen, wollen sie nicht beyderseits von den beleidigten abgebissen werden. Der beleidigte Tauber setzet bey dem geringsten verdächtigen Anschein auf seinen Nebenbuhler an,

an, und die erzörnte Täubin weiset unterdessen der Verführerin einen andern Weg. Dieses Anführen hat seine gute Richtigkeit. Selbst Aelian hat solches an den Ringeltauben ebenfalls wahrgenommen. Was ihrer belobten Keuschheit aber den größten Schandfleck anhänget, ist dieses, daß selbige, woferne aus Unwissenheit zwo Täubinnen einige Zeit zusammen gesetzt werden, oder für sie die Tauberte nicht zureichen, die Werke der Wollust miteinander auf die widernatürlichste Art, aus blosser Geilheit, unkräftig treiben. Sie legen zwar sodann beyderseits Eyer, die aber alle unfruchtbar sind. Dem ungeachtet ist die Keuschheit der Tauben von vielen Jahrhunderten her in der höchsten Würde, und hat den Juden und uns Gelegenheit gegeben, den Namen einer Taube zu einer Liebkosung, sonderlich der Verliebten, zu machen. Und die Römer waren für solche so eingenommen, daß sie die Tauben wegen ihrer Keuschheit und Fruchtbarkeit der Göttin ehelicher Liebe, der Venus, weiheten.

§. 2.

§. 2.

In der That haben sie auch in dieser, nemlich in der Fruchtbarkeit, vieles vor andern Vögeln voraus. Denn obgleich die übrigen Vögel meistentheils vielmehr Eyer auf einmal, als die Tauben haben, so legen sie doch nicht mehr, als zweymal. Die Tauben hingegen legen zwar nur jedesmal zwey Eyer, aber desto öfter. Ja, ihre Fruchtbarkeit ist bisweilen so ausserordentlich, daß sie ausgeflogene, halbwüchsige Junge und Eyer zu gleicher Zeit haben. Und Aelian giebt den Egyptischen Tauben das Zeugniß, daß sie zehnmal des Jahrs Junge ausbrüteten. Allein bey uns haben wir noch kein Exempel davon. Man führet zwar die Trommeltauben an, und daß sie fast alle Monate Junge ausbrächten, und auch daher den Namen der Mondtauben empfangen hätten. Dieß kann aber auf keine andere Art seine Richtigkeit haben, als wenn man es von den Frühlings- und Sommermonaten annimmt. Denn es ist bekannt, daß sie im Merz zu legen anfangen, und gegen den Herbst aufhören: sie müßten denn in Stuben gehalten werden. Jedoch auch die Fruchtbar-

keit der Trommeltauben ist meist eingebildet. Ihre Behältnisse sind gemeiniglich an den wärmsten Orten angebracht, wenn man sie ja, wie üblich genug ist, in den Stuben nicht duldet. Sie stehen auch im besten und fast überflüßigen Futter. Eine andere Taube hingegen ist auf ihrem Hause allem Winde und Wetter und der größten Kälte ausgesetzt, und vermag sich mit dem kümmerlich aufgelesenen Futter im Winter kaum das Leben zu fristen. Dieses gegen einander betrachtet, macht mich fast glauben, daß bey gutem Futter eine Art der Tauben so fruchtbar, als die andere, in warmen Behältnissen seyn könne. Sie bringen also das Jahr hindurch zum wenigsten viermal, und aufs höchste siebenmal Junge aus. Diese sonderbare Fruchtbarkeit aber nimmt natürlicherweise mit dem zunehmenden Alter ab. In einem Alter von sechs Jahren sind die Tauben schon nicht mehr zur Zucht tauglich genug. Wenn sie auch noch so oft Eyer legen, sind doch solche meistentheils klar und unfruchtbar. Eben so vermindert auch wohl noch vor dieser Zeit dieses ihre Fruchtbarkeit, wenn sie durch über-

flüßigem Fraß allzufett werden. Ausser ihrer eigenen Fruchtbarkeit aber, macht dieses die Tauben bey vielen noch beliebter, daß sie über ihre zwey eigenen auch fremde und Hühnereyer anzunehmen pflegen.

§. 3.

Zu ihrer Fruchtbarkeit gesellet sich eine ausserordentliche Liebe zur Reinigkeit. Diese ist es, warum sie sich öfters putzen und baden, und bey einem sanftfallenden Regen auf die Dächer legen, und die Tropfen mit ausgebreiteten Flügeln auffangen. Ihr Nest verunreiniget sie niemals. Sie hält auch ihre Junge, wenn sie auch noch so klein sind, ein gleiches zu thun, an. So oft sie sich also von des Leibes Last entledigen wollen, kriechen sie, gleich einem Krebse, rückwärts in die Höhe, auf dem Rand des Nestes, und lassen den Unrath über solches hinaus auf den Boden fallen. Es ist also blos die Liebe zum Leben und der Hunger, welcher macht, daß die Tauben an dem Pferdemist hacken. Sie würden solchen gleich anderm Mist unberührt lassen, wenn die darunter lie-

liegenden unverdaueten Körner sie nicht lehreten, ein geringers Uebel klüglich zu erwehlen.

§. 4.

Mit der Liebe zur Reinlichkeit, verbinden sie die Geselligkeit. Man beobachtet diese Neigung gar leicht. Sie wohnen in einem Hause. Sie sitzen gerne auf den Dächern beyeinander, besonders wenn die Sonne auf sie scheinet. Wo einige hinfliegen, fliegen die andern alle nach, vornemlich, wenn ihnen etwas schreckhaftes vorfällt. Ja, sie pflegen des Morgens, wenn es Tag ist, und sie wache werden, aus ihrem Hause auf einmal einen allgemeinen Ausfall zu thun, gleich als wäre ihnen eine Losung gegeben worden, schwärmen und fliegen sodann im Kreise herum, und lassen sich endlich fast alle an einem Orte nieder. Ihre Geselligkeit erstrecket sich sogar bis auf das Fressen. Sie gehen, solches zu suchen, gemeinschaftlich aus, und was sie finden, genießen sie ohne Zwietracht, ohne Neid. Ja, die Neigung, in Gesellschaft zu seyn, gehet so weit,

daß sie sich nicht nur alle mögliche Mühe gegeben, fremde Tauben auf ihre Wohnungen zu locken, sondern daß auch ein einziges Paar Tauben niemals ein Haus allein bewohnen will. Ist das Taubenhaus allzuweitläuftig, so verlassen sie es doch noch, wenn man ihnen schon etliche Paar beyfüget, und bestättigen also das Sprüchwort: daß, wo Tauben sind, Tauben zufliegen. Diese Geselligkeit gründet sich aber hauptsächlich auf ihre Sanftmuth und Friedfertigkeit. Ihre Sanftmuth fället ohne mein Anführen in die Augen. Ja, sie ist es, welche den Rednern Gelegenheit gegeben hat, zu behaupten, daß die Tauben keine Galle hätten. Unterdessen sind sie doch nicht so uneingeschränkt, daß sie nicht zornig werden könnten. Sie sind dieser Leidenschaft eben auch unterworfen, doch nur auf den Fall, wenn sie eifersüchtig oder beleidiget werden. Sie hacken mit dem Schnabel und schlagen mit den Fittichen, zumal, wenn man ihnen zur Brutzeit zu nahe kömmt, oder ihre Eyer besehen will, oder wenn sie eine Fremde aus ihrer Wohnung verdrängen wollen. Sonst sind sie gewiß

sehr

sehr friedfertig, nicht allein gegen ihre Gesellen, sondern auch gegen andere Vögel. Sie lassen nicht allein die Hühner und Sperlinge unter sich fressen, sondern verstatten auch den letztern sogar in ihren Häusern zu nisten.

§. 5.

Vielleicht rühret aber ihr friedfertiges Betragen mit andern Vögeln von ihrer Furchtsamkeit her, denn es ist kein Thier furchtsamer, als die Taube. Sie weichet daher nicht nur den Hühnern aus, sondern liebet auch die Giebel der Dächer, und beziehet die höchsten Thürme. Ja einige wilde Arten wohnen und nisten sogar in Hölen und Felsenlöchern. Man darf sich aber bey den vielen Feinden, so sie haben, über ihre Feigherzigkeit gar im geringsten nicht wundern. Die Liebe zu leben ist allgemein und gleich groß. Zahme Tauben setzen sich daher nie auf einem Baume nieder, aus Furcht eines darinnen versteckten Raubvogels. Sie halten sich lieber an solchen Oertern auf, wo reines Wasser ist, nicht allein,

daß sie sich darinn waschen können, sondern auch, um in demselben den Schatten der über ihnen oder um sie schwebenden Raubvögel desto eher erkennen und ihnen entgehen zu mögen. Ja, man sagt, daß an den Eingängen der Taubenhäuser, und vor solche auf den Dächern ordentliche Wachen die Nacht über nach der Reihe aus ihrem Mittel ausgestellet würden. Ich kann aber darüber keine Gewißheit geben. Es ist wahr, ich habe gemeiniglich gegen den Abend etliche Tauben an den Fluglöchern, öfters auch vor dem Schlage auf dem Dache sitzen und übernachten gefunden. Allein, wie kann ich sagen, daß sie solches, da zu wachen, gethan hätten. Ich halte solches für etwas ungefehres. So wie ich des Herrn Amtmann Leopolds Bemerkung, daß man bey Nachtzeit Tauben an den Strassen fände, ebenfalls für einen Zufall erkenne, weil sich solcher nicht so oft ereignet. Vielleicht haben sich diese Tauben verirret oder verspätet gehabt, oder sind noch nicht völlig flücke oder krank gewesen.

§. 6.

§. 6.

Den Vorwurf ihrer Furchtsamkeit überwieget der Ruhm ihrer Treue. Sie bezeigen nicht allein solche gegen ihren Gatten, sondern auch gegen ihren Herrn. Sie verlassen das ihnen angewiesene Haus oder ihre Kästen nicht leicht, wenn sie nur einmal recht eingewohnet oder gar daselbst jung geworden sind. Ja, ihre Liebe zum Ort ihrer Geburt ist so groß, daß ihnen viele Meilen nicht zu weit und mühsam sind, wieder dahin zurücke zu kehren, wie man an den türkischen Posttauben beobachten kann. Und öfters dienet ihnen diese Neigung zum Verderben. Ich habe es mit Erstaunen angesehen, daß sie bey entstandener Feuersbrunst sich muthwillig in die Flamme stürzten, blos weil sie ihr Taubenhaus nicht verlassen wollten. Es hält sie also, wieder dahin zu kommen, nichts ab, als unleidentlicher Gestank, auswärtige Liebe, oder wenn sie betrüglich aufgefangen oder ums Leben gebracht werden. Und wenn sie in solchem von einem Marder, einer Katze, oder einem andern Feinde überfallen werden, so

suchen sie sich bey entstandenem Lermen, troz der dunkelsten Nacht, mit der Flucht durch die angewohnten Löcher zu retten. Das Schrecken des Todes hält sie sodann ab, sich wieder in gleiche Gefahr zu begeben. Sie verlassen lieber Eyer und Junge, als daß sie wieder in eine so unsichere Wohnung über Nacht eingehen sollten. Sie suchen sich verborgene Winkel zu ihrer Schlafstätte aus, oder übernachten gar auf den Dächern. Doch ist die Liebe zu ihrer alten Herberge noch nicht ganz erloschen. Den Tag über legen sie sich ordentlich auf Kundschaft aus, und wenn sie endlich keinen Feind mehr verspüren, so beziehen sie solches wohl nach und nach wieder, doch nicht ohne Verlust des Besitzers, weil manche unterdessen davon ziehen, und Eyer und Junge verlassen.

§. 7.

Bey ihrer Treue aber sind sie sehr einfältig, denn zu geschweigen, daß sie sich sehr leicht fangen lassen: so ertragen sie auch mit der größten Gelassenheit, daß man ihnen ihre Jungen vor den Augen wegnimmt. Andere

dere Vögel, denen ein gleiches widerfahren ist, werden so leicht nicht wieder in die Gegend hecken. Eine Taube aber vergißt das Unrecht gar bald, und beziehet nicht nur eben das Haus, sondern auch oftmals in kurzer Zeit eben das Nest wieder. Bey ihrer Einfalt aber ist sie doch nicht ungelehrig. Ich will nicht anführen, daß man solche aus der Hand oder den Ohren, wie man vom Mahomet erzehlet, zu fressen abrichten könne. Solches erleichtert ihre Zahmhaftigkeit. So schweige ich auch davon, daß ich einen Knaben gekannt habe, welcher ein Paar Tauben vor einem Spielwagen zu ziehen unterrichtet, und ihnen ordentliche Geschirre verfertiget hatte, an welchem sie gehörig angespannt, ohne aufzufliegen, zogen. Nur dieses will ich hier erinnern, daß die Vogelsteller die Tauben zum Anlocken abrichten, und die Juden von dem Herodes bekanntermassen erzehlen, daß er Tauben in seinem Zimmer gehabt, welche ihn Herr, Herr, auf griechisch zuzurufen unterrichtet worden. Wie weit solches nebst dem traurigen Schicksale der reinen Wahrheit gemäß sey, will

 ich

ich hier nicht untersuchen. Ich verweise meine Leser auf des Cyprians Thiergeschichte ersten Theils 1273ste Seite.

Eilftes Kapitel.

Was der Natur der Tauben an- oder unangenehm sey.

§. 1.

Zu den Dingen, so ihnen besonders angenehm sind, gehöret vorzüglich Salpeter, Salz, Leim, verhärteter Urin, Winde, und nächst denen überhaupts alles, was stark und wohl riechet. Eine ganz ausserordentliche Freundschaft soll aber unter ihnen und dem Wannenwäher (Tinnunculus), einer Art Habichten, seyn, wie Columella im zehnten Buch, achten Kapitel, und Plinius im zehnten Buch, sieben und dreyßigsten Kapitel aufgezeichnet haben. Es pflege nemlich derselbe nicht nur unter den Tauben zu wohnen,

nen, ohne ihnen Leides zu thun, sondern er vertheidige auch die Tauben wider die andern Vögel, welche für dessen Stimme oder Anblick erschröcken und weichen.

§. 2.

So sehr aber die Tauben allen guten Geruch lieben, so sehr ist ihnen auch aller Gestank zuwider, daß sie deßwegen öfters ihre Wohnungen verlassen. Am meisten weichen sie vom Gestank des Teufelsdreck (assa foetida). Und ich weiß, daß die Boßheit einige ansehnliche Flüge der eingewohntesten Tauben dadurch zerstreuet hat, weil sie einige gefangen und mit genanntem Harze bestrichen hat, sodann aber wieder fliegen lassen. Eben so graulich ist ihnen der Gestank vom todten faulenden Aase und Eyern. Ja der Geruch ihres eigenen Mistes ist ihnen zuwider. Noch mehrere Dinge rechnet der Aberglaube hieher. Ein einziges Beyspiel anzuführen, so sollen die Tauben, wie viele behaupten, nie in einem solchen Schlage bleiben, wo man einen Nagel aus einem Sarge eingeschlagen

gen habe, und was dergleichen lächerliche Einfälle mehr sind.

§. 3.

Mit dem übrigen Federvieh aber ist den jungen, in den Eyern liegenden Tauben, das Pochen und die starken Donnerschläge in gleichem Maase zuwider, oft gar tödtlich. Je heller und durchdringender der Schall, je schädlicher ist er denenselben. Sie werden, wie man spricht, dadurch ertäubet: mit einem Worte, sie sterben, wenn man ihnen nicht bald zu Hülfe kommt. So allgemein diese Bemerkung ist, so wohl gegründet und der Erfahrung gemäß ist sie. Die Ursache dieses Vorfalls ist aber noch nicht ausgemacht. Es kann seyn, daß der Schall, welcher in dem Ey, wegen dessen Wölbung, ungleich stärker wird, einige Erschütterung, und sonderlich des Gehirns, den Jungen verursache, und die daher rührenden Convulsionen denenselben noch in den Eyern das Leben nehmen. Ich glaube aber vielmehr, daß der Schrecken über den Schall, zumal bey einem so furchtsamen Thiere, die

einzige Ursache des Todes sey. Man weiß aus der betrübtesten Erfahrung, wie viel der Schrecken einem Kinde im Mutterleibe schaden kann. Was ist aber für ein Unterschied zwischen einer ungebornen Leibesfrucht, und einem Jungen im Ey? Gewiß, ein sehr geringer. Ja, was mich am meisten hierinnen bestärket, ist erstlich dieses, daß die Alten für allem Schalle ebenfalls erschrecken, und wenn sie auf den Eyern sitzen, die Jungen keine gänzliche Ertäubung leiden. Der Schrecken wird mit dem Schalle gemäßiget. Es pfleget sodann nur ein vorzeitiger Ausbruch aus dem Eye, und grosse Mattigkeit darauf zu erfolgen. Endlich bekräftiget meine Muthmassung die Art, ein betäubtes Küchlein wieder vom Tode zu erwecken. Sie ist widernatürlich. Man bespritzet das Ey, dessen Junges man ertäubt zu seyn glaubet, sogleich mit frischem Wasser oder legt ein Stück Eisen in das Nest. Beydes aber dienet zu nichts, als ein gleichmäßiges Schrecken durch die Kälte im Eye zu verursachen, und das fast erstorbene Küchlein aus seiner Ohnmacht zu ermuntern.

Zwölf,

Zwölftes Kapitel.

Von den Feinden der Tauben.

§. 1.

Die Feinde der Tauben sind zahlreich und bekannt genug. Die Marder, als abgesagte Feinde aller Vögel, sind im Stande, ganze Flüge zu verheeren, wenn sie in einen Schlag kommen. Ihr Blutdurst würget alt und jung. Sie beissen ihnen die Köpfe ab, und hören nicht auf, so lange sie noch etwas lebendiges finden, wenn sie gleich für ihren Hunger an etlichen Stücken genug hätten. Die Katzen sind noch etwas höflicher. Sie richten wenigstens kein so entsetzliches Blutbad an, sondern begnügen sich an einer oder etlichen, welche sie aber auch bis auf die Knochen aufzufressen pflegen. Dennoch aber ist es möglich, daß man einer Katze durch Vorhaltung der Tauben und beständige Schläge, diese Art der Raubbegierde größtentheils von Jugend auf

entwöhnen könne. Wiesel und Ratten, wenn sie auch nicht im Stande sind, die Alten zu übermannen, thun doch in einem Taubenhause sehr grossen Schaden. Sie saufen nicht nur die Eyer aus, sondern beissen auch die Jungen in den Nestern todt und fressen sie auf oder an. Von den Mäusen sollte man ein gleiches vermuthen: doch kann ich es, wahrgenommen zu haben, nicht sagen. Von den Schlangen und Eidexen aber berichtet solches Varro. Unter den Vögeln sind ihnen die Geyer, Sperber, Falken und die meisten Arten der Habichte besonders gehäßig, als welche solche, wenn sie nicht beständig auf ihrer Hut sind, bey Tage mitten im Fluge übereilen und zerfleischen. Bey Nachtszeit haben sie ein gleiches von den Eulen zu besorgen, welche gar so unhöflich sind, daß sie in ihre Schläge kommen und sie dem Tode überliefern. Von dem Käutzlein aber stehet man in Gedanken, daß solches den Tauben kein Leid zufüge. Allein es ist irrig. Sie würgen die Jungen, da ihnen die Alten zu stark sind, und saufen

fen ihnen ihre Eyer aus. Endlich rechne ich auch zu ihren Feinden das Ungeziefer, womit sie behaftet sind. Ich meyne die Wanzen und Flöhe. Jene sind eine immerwährende Plage auf dem Neste, und diese auf ihrem Leibe, und verursachen oftmals, daß die Alten aus Verdruß die Eyer gar verlassen, die ausgekommenen Jungen aber bey vollem Futter schlecht gedeihen müssen. Dieses Ungeziefer mehret sich in dem Miste so, daß man niemals auf die Taubenhäuser gehen kann, ohne davon beschweret zu werden. Ja, sie nehmen oft dergestalt über Hand, daß ein ganzes Gebäude davon angesteckt wird. Daher haben auch unsere Vorfahren gesagt, wer sein Haus rein behalten wollte, dürfte keine Tauben hinein lassen.

Dreyzehntes Kapitel.

Von den Krankheiten der Tauben.

§. 1.

Die Krankheiten betreffend, denen die Taube unterworfen ist, so sind einige allem Federvieh gemein: nemlich die Dürrsucht und das Mausen. Einige aber sind den Tauben eigen, als die Schwermüthigkeit, Krätze und Pocken.

§. 2.

Dem Mausen, das ist, der Ausfall und Wachsthum frischer Federn, sind sie alle Jahre unterworfen. Es fängt solches kurze Zeit nachher an, wenn sie zu hecken aufgehöret haben. Bey einigen früher, bey andern später, gemeiniglich gegen Ausgang des Sommers. Ob sie nun wohl die Federn nach und nach verlieren, so entkraftet sie solches doch nicht wenig. Sie haben we-

wenige Lust zu fressen, sitzen traurig, aufgeblasen, und arbeiten beständig in den Federn. Sie zerbeissen nemlich die Scheide, in welcher die Feder hervorkommt, um ihrem Wachsthum zu befördern. Die Ursache dieses jährlichen Ausfallens der Federn suchet Willugby in einer vorhergehenden Krankheit. Die Vögel, sagt er, wären im Frühlinge und die ganze Heckzeit über mit einem Liebesfieber behaftet, wenigstens lasse sich die überaus starke Hitze zur Begattung mit einem hitzigen Fieber vergleichen. Durch die Begattung, durch das Hecken und Auferziehen der Jungen würden sie mager. Nach der Heckzeit nähmen sie aber wieder zu, ihre Haut dehnte sich daher aus, die Schweislöcher öfneten sich weit stärker, und folglich könnte es nicht anders kommen, als daß die Federn aus solchen herausfielen. Ich lasse dieses bey seinen Würden. Ich habe jederzeit die Federn für Pflanzen, so in dem Körper der Vögel wachsen, gehalten, und suche also dieses Ausfallen nirgends anders, als in der erlangten Reife der Federn selbst. Diese

Krank-

Krankheit aber ist nicht so gefährlich, als allgemein sie ist. Es werden wenige, wenn sie sonst Kräfte haben, und nichts anders dazu kommt, an solcher sterben. Doch empfinden sie, wenn sie die Kiele aus den Flügeln und dem Schwanze verlieren, dem Ansehen nach die größten Schmerzen. Das allermeiste aber müssen die Jungen ausstehen, wenn sie zum erstenmale abkielen; doch überstehen solches ebenfalls die allermeisten.

§. 3.

Gefährlicher ist die Dürrsucht. Sie entspringt aus Verstopfung des Drüsenabzugs hinten auf dem Börzel, und aus Zurücktrettung des in diesen Drüsen zubereiteten Schmalzes. Die Tauben, so damit befallen werden, nehmen augenblicklich ab. Sie sitzen traurig. Sie leisten den andern bey ihrer Feldflucht keine Gesellschaft. Sie wedeln stets mit dem Schwanze und hacken beständig um die beschriebene Gegend, um den verstopften Abzug wieder zu eröfnen. Sie fressen wenig, und ermatten endlich, wenn ihnen nicht Hülfe geschiehet, dergestalt,

stalt, daß sie nicht mehr die Kraft zu fliegen haben, sondern auf die Erde fallen, wo sie, wenn sie nicht ihrer Feinde Rachen füllen, endlich doch als ein Gerippe sterben müssen. Diese höchst schädliche Verstopfung des Drüsenabzugs aber soll aus allzugrosser Erhitzung, aus Mangel genugsamen oder frischen Wassers, und aus übermäßigem Genusse des Rockens und Leinsaamens herrühren. Es ist aber diese Krankheit an und vor sich nicht gefährlich, wenn man solche nicht überhand nehmen lässet, sondern die gehörigen Mittel dagegen, wie ich bald zeigen werde, anwende.

§. 4.

Die Schwermuth, als die erste unter den Krankheiten, so den Tauben eigen sind, ist gar gewöhnlich. Sie sitzen traurig, fressen wenig, legen den Kopf rückwärts über die Flügel, und scheinen ganz zu vergehen. Man mag sie aber betrachten, wie man will, so findet man kein Zeichen einer Krankheit an ihnen, und sie fallen endlich dahin, ohne daß man erkennet, was ihnen gefehlet

hat.

hat. Die Ursache dieser Krankheit lieget hauptsächlich in dem schwarzen, schweren Geblüte derselben, oftmals auch in ihrer Geilheit. Und wenn ihnen ein Gatte zugegeben, und das Blut verdünnet und gelüftet wird, verliert sich auch die Schwermuth in wenig Tagen.

§. 5.

Die Krätze ist daran kenntlich, wenn die Tauben um den Schnabel und die Augen herum ganz nackend, grindig und schäbig werden. Sie entstehet vom Genusse unreinen und faulen Wassers: sie verliert sich aber auch von selbsten, wenn die Tauben zu frischen und reinen Wasser gelangen können. Gleiche Bewandniß hat es mit den Pocken. Es ist bekannt, daß solche nichts anders, als Blattern sind, so Eiter unter sich setzen. Diese Krankheit ist die schlimmste, dabey aber doch noch in soweit gut, daß sie die Jungen allein befällt. Sie herrschet fast alle Jahre unter ihnen, und dieses meistens in den Hundstagen. Sie raft nicht allein viele hinweg, sondern macht auch, daß

viele um diese Zeit für dem Taubenfleische einen unüberwindlichen Eckel haben. Der Grund dieser Krankheit liegt theils in der Luft, theils in dem Geblüte der Tauben, als welches durch den Genuß des in diesen Monaten meistens stinkenden und faulen Wassers, in eine Gährung und Fäulniß gesetzet wird, und solche hernach durch eiternde Blattern auszuwerfen sucht. An den Orten, wo hinreichendes frisches Wasser vorhanden ist, pfleget diese Seuche nicht so leicht, ausser durch die Luft, einzuschleichen.

§. 6.

Der Ausfall der Federn ist natürlich, ein Arzt, aber nie ein Herr, sondern Diener der Natur. Man muß also der Natur ihren Lauf lassen. Zwar Oppian erzehlet, daß die Falkenwärter ihren Falken den Ausfall der alten und Durchbruch der neuen Federn dadurch erleichterten, daß sie solche mit dem Fette gekochter Schlangen bestreichen. Ich weiß aber nicht, ob sich solches auch bey den Tauben thun lassen würde. Für die Dürrsucht ist kein besseres Mittel, als

als daß der verstopfte Drüsenabzug durch einen Schnitt oder auf andere Weise eröffnet, das versammelte Schmalz rein ausgedrücket, und die Wunde mit Salz oder Asche und Butter bestrichen werde. Die Schwermüthigkeit ist unheilbar, wenn man die Ursache derselben nicht zuförderst zu heben bemühet ist. Rühret sie also von der Last des unehlichen Standes her, so muß man für diese Liebeskrankheit auch auf ein Liebesmittel, einen Gatten, bedacht seyn. Entspringt sie aber aus dickem, schweren Geblüte, so weiß ich keinen bessern Rath, als die Eröfnung einer Ader unter dem Flügel. Vielen wird dieses lächerlich scheinen: allein ein Wirth und Gärtner darf sich um kein Auslachen kehren. Wenigstens versichere ich, daß ich das Aderlassen nicht nur in diesem Falle, sondern auch bey der Dürrsucht, der Krätze und bey besorgten Pocken sehr heilsam gefunden habe. Was aber diese beyden letztern Krankheiten besonders anbelanget, so kann ich dafür hiernächst nichts besseres anrühmen, als daß man bey deren Besorgung den Tauben frisches und

reines Wasser reiche, und ihnen in solchem oder auf andere Art Spiesglas beyzubringen suche. Ueberhaupt ist frisches und reines Wasser das sicherste und beste Bewahrungsmittel gegen alle Anfälle der Tauben. Wer sich darauf befleißet, wird der andern Mittel größtentheils gar entübriget seyn können.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Nutzen der Tauben in Rücksicht auf die Arzney.

§. 1.

Was den Nutzen der Tauben in der Arzneywissenschaft anbelanget, so erlaube man mir hier so wenig zu sagen, als möglich ist. Ihr Blut, es mag solches aus den ausgerissenen Kielen, oder aus einer eröfneten Flügelader seyn, ist für entzündete Augen, wenn man es in dieselben natürlich warm fließen läßt, ein baldiges und sicheres

Genesungsmittel. Gleiche Tugend hat ihr verkühlter Mist, sowohl bey den Tauben selbst, als auch bey andern Thieren und Menschen. Das Vertrauen ist bey einigen darauf so groß, daß sie behaupten, eine Taube erlange durch Anstreichung ihres Mistes ihre Sehungskraft wieder, wenn man ihr auch beyde Augäpfel nach und nach mit einer Nadel vorsetzlich durchstochen hätte. Ja, die Kraft des Mistes ist es allein, welcher man das helle und schöne Auge der Tauben, und dessen stete Erhaltung zuschreibet.

§. 2.

Sonst wird der Taubenmist auch zu Pflastern angewendet, welche nach verschiedenen Zusätzen von verschiedenen Wirkungen sind.

§. 3.

In der Arzney wird das Fleisch der Tauben, und besonders der Jungen, den Gichtbrüchigen, Zitternden und Schwachen angerühmt: es soll auch den matten und

von einer Krankheit schwach gewordenen Füssen sonderliche Stärke und Kräfte machen, wie Serenus bezeuget:

> Sin autem subito replicantur corpora morbo
> contractos revocat nervos Caro sumpta columbae.

Galenus rühmet ihre Güte besonders in Nierenschmerzen an.

§. 4.

Eine frisch getödete, und auf einem Schlangenbiß gelegte Taube soll alles Gift ausziehen, desgleichen soll sie die Wahnsinnigkeit stillen, wenn man sie von einander schneidet, und auf das Haupt leget.

§. 5.

Das Gehirn des Tauben rühmen auch sonderlich die Verliebten.

§. 6.

Cornelius Celsus sagt: daß die Taubenleber den Lebersüchtigen überaus heilsam wäre.

§. 7.

Ein Pflaster aus Taubenmist, Gersten, Mehl und Eßig, lindert und erweichet alle harten Geschwülste, auch selbst die Kröpfe. In einer Clystier angewendet, sagt Avicenna, daß es die Colik vertreibe; mit Honig die Warzen; mit Eßig den Zintrach und scharfe Flecken; mit Honig zu einem Pflaster gemacht und um den Hals gelegt, vertreibt es die Anginam; auf den Bauch gelegt, stillet es den Durchbruch; mit Gaismilch vermengt, heilet es die Apostem und Fisteln. Dieser Mist mit Gerstenmehl, Schweinfett und Eyerklar vermischt, gesotten und übergelegt, stillet die Schmerzen der Nieren. Siehe D. Guilielmi van den Bosche Leodii histor. med. Lib. I. cap. 20.

§. 8.

Tanara sagt: daß man das Taubenblut in einem Backofen dörre, hernach wieder mit Rosenwasser verreibe und an der Sonne abtrockne, sodann mit dem vierten Theile eines gerechten Bisams vermische,

sche, so werde es einem guten Bisam wirklich gleich kommen. Das ist aber eine Verfälschung, mehr zu wissen, als zu gebrauchen.

§. 9.

Aldrovandus meldet: die Egyptier halten dafür, daß der, so Taubenfleisch esse, an der Pest so leicht nicht sterben werde, und sie hätten bey dergleichen Seuchen ihre Könige durch solches stets dafür verwahret.

Fünfzehntes Kapitel.

Von dem Nutzen des Taubenmistes in der Wirthschaft.

§. 1.

Guter Dunger ist unstreitig einer der Hauptvortheile bey der Landwirthschaft. Und unter den besten Arten desselben scheinet mir der Taubenmist, sonderlich zu Hanffeldern, der vorzüglichste, man mag ihn auf

Wiesen, Aecker oder in Gärten verwenden. Es ist nur zu bedauern, daß sich die Tauben darinnen nicht freygebiger erweisen können. Dessen Wenigkeit aber wird von dessen besonderer Güte ersetzt. Man hat daher zu Bedüngung eines Ackers ihn haufenweise, gleich andern Mistarten, aufzuführen nicht nöthig. Er wird nur nach Art der Seifensiedererde dünne ausgesäet. Ich wundere mich hierbey um desto mehr, daß so viele Wirthe den Taubenmist so wenig achten. Doch die Gärtner wissen ihn desto besser anzuwenden. Sie sind im Stande, Bäume, so im Begriffe sind, abzusterben, durch reichliche Bedüngung aus dem Taubenmiste, von dem halben Tode aufzuwecken. Doch ist nöthig, daß er bis zum Gebrauche in einem vor Sonne, Wind und Regen verborgenem Orte aufbehalten werde. Er verlieret sonst im freyen einen großen Theil seiner belobten Kräfte.

§. 2.

Am allerbesten aber wissen diesen Mist die Becker an manchen Orten zu gebrauchen,

chen: wenn sie aus demselben eine Lauge zu Einmachung des Semmelteiges ziehen. Die Semmeln erhalten dadurch einen ganz besondern Geschmack. Ich bitte, man nehme sich hieran kein Aergerniß. In Frankreich ist solches ganz was gemeines, und eine der vornehmsten Ursachen, warum, nach dem Zeugnisse des Herrn von Serres, der Taubenmist mit der Gerste in einem Preise stehen, und so angenehm sey, daß man nur des Mistes wegen Tauben zu unterhalten pflege. Doch ich will keinen Wirth mit dergleichen Zumuthungen überreden.

§. 3.

Weiters ist auch aus der Erfahrung bekannt, daß, wenn man mit einer Lauge aus dem Taubenmist die Hopfenstöcke, wenn sie schon im Treiben gewesen, die Wurzel begossen hat, der Mehlthau dem Hopfen keinen Schaden gethan habe, daß also entweder das Salz des Taubenmistes derjenigen Brut des Mehlthaues schädlich gewesen, oder solches durch den star-

ken Trieb des Taubenmistes, und Zufluß des Saftes, am Fressen und Verderben des Hopfens verhindert werde.

Sechzehntes Kapitel.

Verschiedene Anmerkungen.

§. 1.

Die Syrer haben nach Xenophontis Zeugnisse die Tauben so heilig gehalten, daß niemand sich hätte erfrechen dürfen, ihnen auf einige Art Leids zu thun:

volitat crebras intacta per urbes
alba palaestino sancta columba tyro.

TIBVLLVS.

§. 2.

Wenn man sich deren zur Speise bedienet, soll man ihnen die Köpfe abreissen, weil man davon den Kopfweh bekommen möchte.

§. 3.

§. 3.

Daß einem die Tauben nicht wegfliegen mögen, so rathen einige, daß man den Kopf von einer Fledermaus in den Kobel eingraben soll.

§. 4.

Oder: man nehme einer Taube drey Federn aus dem Schwanz, und grabe solche in den Mist.

§. 5.

Oder man nehme italienischen Kümm, stosse ihn mit Honig und Weizenmehl, mache Kügelchen daraus, und gebe es ihnen, das soll wirken, daß, wenn sie ausfliegen, sie auch andere mit sich zurückbringen.

§. 6.

Oder man siede Erbsen und Kümm darunter, und gebe es ihnen zu fressen.

§. 7.

Weisse Tauben zu färben, geben einige folgende Kunst an. Man wasche ihnen

erstlich

erstlich rein und sauber die Federn mit Alaunwasser, darnach nehme man braunes, blaues und rothes Brasilienholz, und koche jedes besonders ganz dicke in Alaunwasser, und tauche dann die Hand, so warm als man es leiden mag, in diese Farbkessel und bestreiche die Federn damit, auf welche Art man immer wolle. Mit der Rinde, so zwischen der grauen obern Rinde und dem Weinschirlingholz liegt, kann man sie gelb färben, wenn es zuvor in Alaunwasser gesotten wird. Auch macht man sie grün, wenn sie vom blauen Brasil und erstgedachten Weinschirlingrinden bestrichen werden.

§. 8.

Die Tauben schön grün und glänzend zu machen, lehret Wolfgang Hildebrand in seiner Magia naturali, daß man nemlich mit Hechtengalle die Taubeneyer besalben, und also ausbrüten lassen solle.

§. 9.

Wider die Schlangen und Eidexen soll man Eschenholz an ihre Schläge annageln.

§. 10.

Wider die Wiesel, wollen die Alten, daß man Rauten in dem Taubenschlag aufhänge, die auch den Katzen sehr zuwider wären.

§. 11.

Der Wolfskopf, in dem Kobel aufgehangen, soll alle schädliche Thiere verbannen. Allein, da alle diese angeführten Stücke noch immer Erfahrung erfordern, so kann ich sie nicht für Wahrheit ausgeben, sondern überlasse die Probe jedem Liebhaber selbst.

Inhalt
des zweyten Theils.

Von dem Federvieh.

Erste Abtheilung.
Von den Hühnern.

Erstes Kapitel.
Von den Hühnern und den Hahnen — 5
Zweytes Kapitel.
Von der Wartung der Hühner und ihrer Nahrung — 8
Drittes Kapitel.
Von der Verhütung des Eyeraussaufens der Hühner und des Besuchens anderer Oerter 12
Viertes Kapitel.
Von dem Brüten der Hühner — 14
Fünftes Kapitel.
Von der Auferziehung der Küchlein — 19

Sechstes Kapitel.
Von den Eyern, und wie man solche das ganze Jahr hindurch haben könne — 25
Siebentes Kapitel.
Mittel, die Eyer lang zu erhalten — 27
Achtes Kapitel.
Von der Art, Küchlein ohne ein Bruthuhn zu erhalten. - - — 29
Neuntes Kapitel.
Von den Kapaunen - — 34
Zehntes Kapitel.
Von der Mastung der Kapaunen und Hühner 38
Eilftes Kapitel.
Von dem Abschlachten - — 41
Zwölftes Kapitel.
Von den Feinden der Hühner — 43
Dreyzehntes Kapitel.
Von den Krankheiten dieses Federviehes 46
Vierzehntes Kapitel.
Was von den Hühnern in der Arzney dienlich ist. - - - 49
Funfzehntes Kapitel.
Anhang von Vögeln zur Pourlarderie — 53

Zwote

Zwote Abtheilung.
Von den indianischen Hühnern.

Erstes Kapitel.
Von deren Ursprung und Herkommen — 57
Zweytes Kapitel.
Von ihrer Brut - — 59
Drittes Kapitel.
Von ihren Köbeln, ihrer Wartung und Mästung - - — 63
Viertes Kapitel.
Von ihren Krankheiten - — 67

Dritte Abtheilung.
Von den Gänsen.

Erstes Kapitel.
Von dem Nutzen und Schädlichkeit der Gänse 70
Zweytes Kapitel.
Unterschied ihres Geschlechts, und welche zur Brut die tauglichsten sind - — 73
Drittes Kapitel.
Von den Eyern und der Brut - — 75
Viertes Kapitel.
Von der Erziehung und Wartung der jungen Gänse - — 79
Fünftes Kapitel.
Von der Wartung der alten Gänse — 82

Sechs-

Sechstes Kapitel.
Von dem Gänsstall — — 84
Siebentes Kapitel.
Von der Mast der Gänse und ihrem Abschlachten 85
Achtes Kapitel.
Von dem Rupfen und den Federn besonders 91
Neuntes Kapitel.
Von den Krankheiten der Gänse. — 94
Zehntes Kapitel.
Was man von den Gänsen zur Arzney gebrauchet — — 98

Vierte Abtheilung.
Von den Enten.
Erstes Kapitel.
Anmerkung überhaupts — — 101
Zweytes Kapitel.
Von den Enten — — — 102
Drittes Kapitel.
Von dem Legen und Brüten und von der Zucht der Enten — — 104
Viertes Kapitel.
Von der Wartung, Nahrung und Mastung 107
Fünftes Kapitel.
Von dem Nutzen der Enten in der Arzney 110
Sechstes Kapitel.
Von den ausländischen Enten — — 111
Fünf=

Fünfte Abtheilung.

Von den Pfauen.

Erstes Kapitel.

Von den Pfauen überhaupts – — 114

Zweytes Kapitel.

Von ihrem Unterschied und Brüten — 118

Drittes Kapitel.

Von ihren Krankheiten und ihrem Nutzen in der Arzney – – — 120

Sechste Abtheilung,

Von den Tauben.

Erstes Kapitel.

Beschreibung der Tauben aus der Naturgeschichte – — 123

Zweytes Kapitel.

Von den Abtheilungen der Tauben — 144

Drittes Kapitel.

Von deren Schädlichkeit oder Nutzen — 169

Viertes Kapitel.

Von dem Alter der Tauben — 177

Fünftes Kapitel.

Von den Behältnissen der Tauben — 178

Sechs-

Sechstes Kapitel.
Von der Besetzung der Taubenhäuser mit Tauben — — — 193
Siebentes Kapitel.
Von ihrer Begattung und Ausbrütung der Eyer 200
Achtes Kapitel.
Von ihrem Unterhalt und Futter — 213
Neuntes Kapitel.
Von ihrer Wartung — — 217
Zehntes Kapitel.
Von den Eigenschaften der Tauben — 221
Eilftes Kapitel.
Was der Natur der Tauben an= oder unangenehm sey — — 234
Zwölftes Kapitel.
Von den Feinden der Tauben — 238
Dreyzehntes Kapitel.
Von den Krankheiten der Tauben — 241
Vierzehntes Kapitel.
Von dem Nutzen der Tauben in Rücksicht auf die Arzney — — 248
Funfzehntes Kapitel.
Von dem Nutzen des Taubenmistes in der Wirthschaft — — 252
Sechzehntes Kapitel.
Verschiedene Anmerkungen — — 254

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stoixner, Ladislaus von

Ladislaus Reichsedlen von Stoixner, Stadtunter- und Gastrichter in München, dann der Landwirthschaftlichen sittlichen Gesellschaft in Burghausen Mitglied. Practisch-ökonomische Abhandlungen von der Viehzucht und dem Federvieh
Bd.: 2

Nürnberg 1788

Oecon. 1660 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10299191-7
VD18 90381262